



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Die wissenschaftliche Publikationspraxis als Reproduktionsort hegemonialer Diskursstrukturen

Eine wissenschaftssoziologische Diskurs- und Dispositivanalyse zur
Debatte um Mainstreamingtendenzen in der geistes- und
sozialwissenschaftlichen Forschung

Verfasserin

Anna Weszelits Bakk. phil.

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften
(Mag. rer. soc. oec.)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 121

Studienrichtung lt. Studienblatt: Diplomstudium Soziologie

Betreuer: Ao. Univ.-Prof. Dr. Christoph Reinprecht

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst habe. Ich habe keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt. Ich habe die Arbeit weder Ganz noch in Teilen im In- bzw. Ausland einer Beurteilerin oder einem Beurteiler zur Begutachtung als Prüfungsarbeit vorgelegt.

Wien, Oktober 2010

Anna Weszelits

INHALT

1. EINLEITUNG.....	1
1.1. ANSATZ UND FORSCHUNGSINTERESSE	3
1.2. AUFBAU	4
 2. WISSENSCHAFTSSOZIOLOGISCHE DISKURSANALYSE: EIN ENTWURF	5
2.1. WISSENSCHAFTSSOZIOLOGIE: DIE SELBSTERFORSCHUNG DER WISSENSCHAFT....	5
2.1.1. ENTSTEHUNGSZUSAMMENHANG DER WISSENSCHAFTSSOZIOLOGIE	5
2.1.2. INSTITUTIONALISTISCHE WISSENSCHAFTSSOZIOLOGIE.....	7
2.1.3. DER GEGENSTANDSBEREICH DER WISSENSCHAFTSSOZIOLOGIE.....	10
2.2. DIE DISKURSANALYSE ALS WISSENSCHAFTSSOZIOLOGISCHES WERKZEUG.....	12
2.2.1. KURZE ENTWICKLUNGSGESCHICHTE DES DISKURSBEGRIFFES	12
2.2.2. DIE FOUCAULTSCHE DISKURSANALYSE	13
2.2.3. DISKURSIVE KONFLIKTE UND HEGEMONIALE DISKURSE	15
2.2.4. KRITISCHE DISKURS- UND DISPOSITIVANALYSE	16
 3. DISKURSIVE RAHMENBEDINGUNGEN UND PRODUKTIONSREGELN DES WISSENSCHAFTSSYSTEMS	23
3.1. WISSENSCHAFT ALS NORMATIVES SYSTEM	23
3.1.1. DIE NORMATIVE STRUKTUR DER WISSENSCHAFT NACH MERTON	23
3.2. WISSENSCHAFT ALS SOZIALE ORGANISATION IM WANDEL	27
3.2.1. STRUKTURWANDEL DES FORSCHUNGSSYSTEMS	27
3.2.1.1. ENTSTEHUNG DER „BIG SCIENCE“	29
3.2.1.2. UNSICHTBARE AKADEMIEN.....	30
3.2.2. VERSUCH EINER STATUS QUO-BESTIMMUNG: DRITTMITTELABHÄNGIGKEIT, EXZELLENZ UND MESSBARKEIT IM WISSENSCHAFTSALLTAG	32
3.3. MACHT UND BELOHNUNG IN DER WISSENSCHAFT	34
3.3.1. MACHTFELDER IM WISSENSCHAFTSSYSTEM	34
3.3.2. WISSENSCHAFT ALS BELOHNUNGSSYSTEM.....	35
 4. DIE WISSENSCHAFTLICHE PUBLIKATION ALS HEGEMONIAL GEPRÄGTES DISKURSFELD	39
4.1. ROLLE DER PUBLIKATION IN DER WISSENSCHAFT	41
4.2. FORMEN WISSENSCHAFTLICHER PUBLIKATIONEN.....	42
4.3. STANDARDISIERUNGSTENDENZEN IN DER PUBLIKATIONSKULTUR.....	45
4.3.1. PEER REVIEW	46

4.3.1.1. URSPRÜNGE UND INSTITUTIONALISIERUNG DES GUTACHTERSYSTEMS	48
4.3.1.2. KRITIK AN PEER REVIEW	50
4.3.2. ZITATIONSANALYSE	52
4.3.2.1. DAS SZIENTOMETRISCHE MONOPOL VON THOMSON REUTERS	53
4.3.2.2. SZIENTOMETRISCHE GEGENENTWÜRFE	55
4.4. ENGLISCH ALS LINGUA FRANCA DER (EUROPÄISCHEN) WISSENSCHAFT.....	57
4.4.1. DIE LINGUA FRANCA ENGLISCH ALS ZENTRUM EINES „KAMPFES DER KULTUREN“	58
4.4.2. LATEIN ALS EINSTIGE WISSENSCHAFTLICHE LINGUA FRANCA.....	60
4.5. WANDEL VON PUBLIKATIONSINTERESSEN UND -STRATEGIEN	62
4.5.1. VON DER MONOGRAPHIE ZUM ZEITSCHRIFTENARTIKEL	62
4.5.2. PUBLIKATIONSSTRATEGIEN HEUTE	64
4.5.3. OPEN ACCESS VERSUS TOLL ACCESS	64
5. METHODISCHE KONZEPTION.....	68
5.1. DISKURSANALYTISCHE ADAPTION DER GROUNDED THEORY	68
5.2. DAS QUALITATIVE GESPRÄCH.....	71
5.3. VORGEHENSWEISE IM DETAIL	73
5.3.1. GEWINNUNG DES DATENKORPUS.....	73
5.3.2. CODIERSCHRITTE.....	75
6. ERGEBNISSE.....	76
6.1. DISKURSPPOSITION DES (HERRSCHAFTS-)DISKURSES	78
6.1.1. DISKURSSTRANG: DEM VORBILD DER NATURWISSENSCHAFTEN FOLGEN.....	78
6.1.2. DISKURSSTRANG: INTERNATIONALER DIALOG UND WETTBEWERB	79
6.1.3. DISKURSSTRANG: EXZELLENZ	81
6.1.4. LEGITIMATIONSGRUNDLAGE UND RHETHORIK	82
6.2. DISKURSPPOSITION DES GEGENDISKURSES	83
6.2.1. DISKURSSTRANG: KREATIVITÄTSEINBUßE	83
6.2.2. DISKURSSTRANG: VERENGUNG DER THEMENBANDBREITE	86
6.2.3. DISKURSSTRANG: GEFAHR DES DOMÄNENVERLUSTES.....	88
6.2.4. DISKURSSTRANG: DEMOKRATIEANSPRUCH DER WISSENSCHAFT	89
6.2.5. DISKURSSTRANG: WICHTIGKEIT VON SPRACHE ALS HEURISTISCHES INSTRUMENT	91
6.2.6. DISKURSSTRANG: UNTERWERFUNG UNTER US-AMERIKANISCHE HANDLUNGS- MODELLE.....	93
6.2.7. LEGITIMATIONSGRUNDLAGE UND RHETHORIK	94
6.3. DAS HEGEMONIALE DISPOSITIV DER HANDLUNGSPRAXEN	96
6.3.1. HANDLUNGSPRAXIS: INSTITUTIONELLE LENKUNG DES PUBLIKATIONS-	

VERHALTENS	96
6.3.2. HANDLUNGSPRAXIS: PUBLIZIEREN NACH „ABSATZMARKTLOGIK“	97
6.3.3. HANDLUNGSPRAXIS: ÜBERREZEPTION DES ANGLOPHONEN, MARGINALISIERUNG DES NICHT-ANGLOPHONEN	100
6.3.4. HANDLUNGSPRAXIS: LINGUISTISCHE DISKRIMINIERUNG	103
6.3.5. HANDLUNGSPRAXIS: NICHT-HANDELN ALS HANDLUNGSPRAXIS.....	104
7. CONCLUSIO.....	105
7.1. BEANTWORTUNG DER FORSCHUNGSLEITENDEN FRAGE-STELLUNGEN	106
7.1.1. DIE PUBLIKATIONSPRAXIS ALS DISKURSFELD.....	106
7.1.2. DAS DISKURSFELD ALS ORT DES KONFLIKTS.....	108
7.1.3. SCHLUSSBEMERKUNG	110
8. LITERATUR UND DISKURSMATERIAL.....	111
8.1. LITERATURVERZEICHNIS	111
8.2. ANALYSIERTES DISKURSMATERIAL	114

1. EINLEITUNG

Wissenschaftliche Forschung wird für die Umwelt sichtbar und rezipierbar, sobald sie publiziert wird. Die wissenschaftliche Publikationskultur gestaltet sich dabei potenziell sehr vielfältig: Forschungsbeiträge erscheinen als Sammelbände, Monographien oder Aufsätze; sie erscheinen auf Deutsch, Französisch, Schwedisch etc. und finden so ihren Weg in die jeweilige wissenschaftliche (Sub)community und darüber hinaus. Entgegen dieser Vielfalt hat sich in der Wissenschaft ein Wunsch bzw. ein Bedürfnis nach der Durchsetzung gemeingültiger Publikationsstandards eingestellt, um Publikationen international „auf den gleichen Nenner zu bringen“. Während sich in den Naturwissenschaften sowie der Medizin dieser Wandel bereits vollzogen hat und in Folge sämtliche Vernakulärsprachen in Veröffentlichungen und Vorträgen fast gänzlich durch das Englische ersetzt wurden, ist dieser Prozess in den Geistes- und Sozialwissenschaften noch weniger weit fortgeschritten.

Der Unterschied für die Geistes- und Sozialwissenschaften besteht vor allem darin, dass in ihrem Forschungsfeld das „Regionale“, „Lokale“ oder anders gesagt, kulturelle und soziale Spezifika besondere Bedeutung besitzen, während Naturwissenschaften und Medizin in ihrer Forschungstätigkeit vorrangig den globalen Markt bedienen.

Trotz der traditionellen Bindung an das Kulturelle und Soziale ist auch die geistes- und sozialwissenschaftliche Forschungsgemeinschaft daran interessiert, ein internationales Publikum zu erreichen.

In diesem Spannungsfeld zwischen „staying local“ und einem „going global“ hat sich ein diskursiver Imperativ mit besonderer Durchschlagkraft herauskristallisiert. Er lautet „publish there, or nowhere“¹, und meint im Wesentlichen: Wenn dir an deiner wissenschaftlichen Karriere etwas liegt, publiziere in international anerkannten Zeitschriften, den so genannten „Quality Journals“.

Diese „Quality Journals“ sind durch ein hohes Maß an Standardisierung geprägt: Neben einer sprachlichen Standardisierung (ausschließlich Englisch als Publikationssprache) und einem standardisierten Aufnahmeverfahren mittels Peer Review,

¹ „publish there, or nowhere“ ist als Extremisierung der vielfach zitierten Wendung „publish or perish“ („Publiziere, oder geh zu Grunde“) zu verstehen.

werden die Zeitschriften und die in ihnen enthaltenen Artikel in ein Rankingsystem eingespeist. Dieses Rankingsystem macht Aussagen darüber, wie oft ein bestimmter Aufsatz, oder die Zeitschrift als ganze Einheit zitiert wurde. Nur bestimmte – (fast) ausschließlich englischsprachige – Zeitschriften werden in dem Ranking gelistet, mit dem Ergebnis, dass so weite Teile der Forschungslandschaft ausgeklammert werden. Dennoch werden im Rahmen der Kontroll- und Evaluationspraxis universitärer Forschungsbetriebe diese Publikations*quantitäten* – die nur englischsprachige Teilbereiche der wissenschaftlichen Publikationsgesamtheit abdecken – als *Qualitätsmaßstäbe* herangezogen. Eine Publikation in einem englischsprachigen „Quality Journal“ mit hohem Impact wird bei Stellenvergaben berücksichtigt und wirkt sich somit positiv auf Karrierechancen aus, während andere Publikationen – aus mangelnder Belohnung durch die arbeitgebende Institution – oftmals nur mehr als unnötige Fleißarbeit angesehen werden.

Für Wissenschaftler/innen entsteht so ein Legitimationsdruck gegenüber der arbeitgebenden Institution, diese Publikationsrichtlinien einzuhalten. Von dieser Entwicklung ist vor allem der wissenschaftliche Nachwuchs betroffen, der noch weniger als die bereits „Etablierten“ im Wissenschaftssystem über symbolisches Kapital verfügt, mit dem die berufliche Position gesichert werden kann. Eine von wissenschaftlichen Institutionen vertretene diskursive Formation nimmt also maßgeblichen Einfluss auf die Handlungsstrategien der in ihnen tätigen Forscher/innen.

Als Reaktion auf die hegemonial-institutionelle Durchsetzung von Standards und Standardisierung, ist seit den 1990er-Jahren ein Gegendiskurs laut geworden, der in diesem Trend eine Unterordnung des Inhalts unter die Form sieht. Kritisiert und problematisiert wird ein Abdriften vom eigentlichen Anspruch des wissenschaftlichen Publizierens, nämlich der Erweiterung des Wissensbestandes, hin zu einer Publikationsgewohnheit, die hegemoniale Strukturen verfestigt, indem sie einem diskursiven Imperativ gehorcht.

Die wissenschaftliche Publikationspraxis ist dabei zugleich *Thema* und *gegenständlicher Schauplatz* eines diskursiven Konflikts: Ersteres, weil sich Diskurs und Gegendiskurs die wissenschaftliche Publikationspraxis *zum Thema machen*. Zweiteres, weil Diskurs und Gegendiskurs nicht nur *von* der wissenschaftlichen Publikationspraxis sprechen, sondern im Zuge des *Darüber-Sprechens* gleichzeitig auch als *Ort des Geschehens* diskursiv wissenschaftliche Beiträge *produzieren*.

1.1. ANSATZ UND FORSCHUNGSINTERESSE

Ausgangspunkt dieser Arbeit war ein von Harald Weinrich aufgezeigtes Forschungsdesiderat (vgl. Weinrich 2006: 217) zur Frage, warum Forscher/innen in Bezug auf ihr Publikationsverhalten handeln, wie sie handeln: Welche Überlegungen stehen hinter der Wahl der Publikationssprache, des Publikationsortes, der Publikationsintensität? Im Zuge der Auseinandersetzung mit dem Thema wurde deutlich, dass die wissenschaftliche Publikationspraxis Drehsscheibe eines diskursiven Konfliktes darstellt, dessen Analyse sich die vorliegende Arbeit zur Aufgabe macht und dabei versucht, zweierlei Ansprüchen gerecht zu werden.

1. Erstens will die Arbeit aus einem wissenschaftssoziologischen Blickwinkel beleuchten, wie das Wissenschaftssystem rund um seine Publikationspraxis strukturiert ist: Mithilfe eines wissenschaftssoziologischen Ansatzes soll das Wissenschaftssystem und insbesondere die wissenschaftliche Publikationspraxis als Diskursrahmen und -feld aufgearbeitet werden. Es soll den Fragen nachgegangen werden, 1) welche Stellung das wissenschaftliche Publizieren innerhalb der Wissenschaft einnimmt, 2) welche Strukturen und Agenden die wissenschaftliche Publikationspraxis prägen 3) und inwieweit diese einem Wandel unterzogen wurden.
2. Zweitens will die Arbeit diskursanalytisch ermitteln, welche Argumente im Diskurs über die wissenschaftliche Publikationspraxis hervorgebracht werden: Die Diskursanalyse untersucht die Publikationspraxis hin auf ihre diskursiven Prozesse. Ausgehend davon, dass Wirklichkeit sozial konstruiert wird, und diskursive Prozesse in dieser Konstruktion eine Gestaltungsmacht besitzen, die individuelles Handeln lenken, ist das Ziel dieser Arbeit eine Offenlegung derjenigen diskursiven Prozesse, die den Status Quo der wissenschaftlichen Publikationspraxis bestimmen. Diskursive Prozesse lassen sich auf miteinander in Konflikt stehende Diskurspositionen herunterbrechen, die über ungleiche Machtwirkungen verfügen (vgl. Jäger 2001, vgl. Laclau/Mouffe 1985). In dieser Arbeit wird zwischen einem Herrschaftsdiskurs, der die Publikationspraxis hegemonial organisiert und gestaltet, sowie einem Gegendiskurs, der sich dieser Hegemonialisierung argumentierend entgegensetzt, unterschieden. Es soll diskursanalytisch ermittelt werden, 1) auf Basis welcher Argumente und Legitimationsgrundlage sich der hegemoniale Diskurs formiert hat, 2)

durch welche Handlungspraxen innerhalb des Wissenschaftssystems der hegemoniale Diskurs manifest wird und 3) auf Basis welcher Argumente und Legitimationsgrundlage sich der Gegendiskurs formiert hat.

1.2. AUFBAU

Kapitel 2 bietet eine Einführung in die Theoriekonzepte, auf denen die Ausführungen der vorliegenden Arbeit basieren. Es handelt sich dabei um eine Kombination wissenschaftssoziologischer und diskursanalytischer Theorieelemente mittels welcher versucht wird, den Forschungsgegenstand – einen wissenschaftlichen Diskurs – sowohl auf seine wissenschaftssoziologischen als auch auf seine diskursiven Elemente hin zu untersuchen.

Eine Beschreibung des Wissenschaftssystems als Rahmen des wissenschaftlichen Diskurses, dessen struktureller Wandel, der in ihm herrschenden Machtfelder sowie dessen aktuelle Entwicklungen erfolgt in Kapitel 3.

Kapitel 4 befasst sich mit der wissenschaftlichen Publikation als zentrales Diskursfeld der Analyse. Eingegangen wird auf historische Entwicklungen, unterschiedliche existierende Formen wissenschaftlicher Publikationen, sowie aktuelle Trends der Publikationspraxis.

Kapitel 5 beschreibt die methodische Vorgehensweise der in Kapitel 6 durchgeführten Analyse. Kapitel 6 bildet den empirischen Hauptteil dieser Arbeit und analysiert die beiden im Diskurs identifizierbaren Diskurspositionen nach ihren Argumenten, ihrer Legitimationsgrundlage und ihrer Rhethorik.

2. WISSENSCHAFTSSOZIOLOGISCHE DISKURSANALYSE: EIN ENTWURF

Reiner Keller hat sich in den letzten Jahren intensiv mit einer Integration der Diskursanalyse in die Wissenssoziologie auseinandergesetzt und schließlich auch mit „Wissenssoziologische Diskursanalyse“ (2005) die Grundlage eines Forschungsprogramms geliefert, das wissenssoziologische und diskursanalytische Ansätze miteinander verbindet. Sein Anspruch war es, die analytischen Vorzüge zweier bislang nur sporadisch miteinander in Kontakt getretener Traditionen der sozialwissenschaftlichen Analyse von Wissen zu vereinen und somit gleichzeitig auch ihre Defizite auszugleichen. (vgl. Keller 2005: 9)

In Anlehnung an Keller wird hier nun eine Modifikation dieses Ansatzes vorgeschlagen und versucht, mit einer Verknüpfung von *Wissenschaftssoziologie* und Diskursforschung aus zwei unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Denkperspektiven einen erweiterten Blickwinkel auf *Wissenschaft*, und im konkreten die wissenschaftliche Publikationspraxis zu ermöglichen.

Beiden Ansätzen ist gemein, dass sie sich mit – in diesem Falle *wissenschaftlichem* – Wissen befassen. Während der Vorzug einer wissenschaftssoziologischen Herangehensweise darin besteht, Wissenschaft in Hinblick auf ihre Organisationsform und institutionelle Struktur hin analysieren zu können, liegt das Potenzial eines diskursanalytischen Ansatzes im Erkennen und Offenlegen diskursiver Prozesse und Handlungsstrategien innerhalb des Wissenschaftssystems.

In weiterer Folge werden sowohl der wissenssoziologische als auch der diskursanalytische Ansatz näher erläutert.

2.1. WISSENSCHAFTSSOZIOLOGIE: DIE SELBSTERFORSCHUNG DER WISSENSCHAFT

2.1.1. ENTSTEHUNGSZUSAMMENHANG DER WISSENSCHAFTSSOZIOLOGIE

Die Wissenschaftssoziologie bildete sich als Teilbereich der Wissenssoziologie heraus. Während die Wissenssoziologie einen universalen Bezug auf *alles* Wissen erlaubt, befasst sich Wissenschaftssoziologie rein mit wissenschaftlichem Wissen. (vgl. Knoblauch 2005: 233).

Wissenschaft stellt, so Knoblauch, die entscheidende Bezugsgröße dar, wenn wir in der Moderne von Wissen sprechen:

„Wissenschaft gilt als diejenige Einrichtung, die sicherstellt, dass wir ‚wahre‘ Erkenntnisse machen, bzw. ‚richtiges Wissen‘ haben.“ (Knoblauch 2005: 233)

Dass die Wissenschaftssoziologie die Wissenschaft sich nicht nur zum Thema, sondern auch zum Gegenstand macht, ist Ergebnis einer wissenssoziologischen Wende, weg von einem Verständnis von Erkenntnis als einem unabhängigen, apriorischen Faktum, hin zu einer Sichtweise, die Erkenntnis als sozialen Vorgang anerkennt, der in Abhängigkeit zur sozialen Welt steht und davon nicht zu lösen ist. (vgl. Knoblauch 2005: 233)

Bereits Marx spricht von der Seinsgebundenheit des Wissens. Mannheim übernimmt diese These und sieht den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess als abhängig von wissenschaftsexternen Bedingungen. Mannheim argumentiert, „dass die das Entstehen der konkreten Wissensgehalte bestimmenden Seinsfaktoren keineswegs von bloß peripherer Bedeutung, von ‚bloß genetischer Relevanz‘ sind, sondern in Inhalt und Form, in Gehalt und Formulierungsweise hineinragen, Kapazität, Greifintensität eines Erfahrungs- und Beobachtungszusammenhangs, mit einem Wort, alles, was wir als Aspektstruktur einer Erkenntnis [...], entscheidend bestimmen.“ (Stehr in Merton 1985: 12f)

In den Werken Max Schelers findet sich erstmals eine konkrete Differenzierung eines internalistischen und eines externalistischen Blickwinkels auf Wissenschaft. Das bedeutet einerseits, wissenschaftliche Entwicklung auf die intellektuelle Grundlage der Wissenschaft selbst zurückzuführen, andererseits jedoch auch anzuerkennen, dass außerwissenschaftliche Einflussgrößen sozialer Art auf die wissenschaftliche Entwicklung wirken. (vgl. Knoblauch 2005: 233)

In Robert K. Mertons Forschung rückt die Wissenschaft als *Institution* in den Mittelpunkt wissenschaftssoziologischer Analysen. In einem weiteren Entwicklungsschritt werden wissenschaftliche *Inhalte* zum Gegenstand wissenschaftssoziologischer Analysen gemacht. Schließlich rückt die Frage nach dem Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und menschlichem Handeln in den Mittelpunkt. (vgl. Knoblauch 2005: 233f)

2.1.2. INSTITUTIONALISTISCHE WISSENSCHAFTSSOZIOLOGIE

Mertons Arbeiten, in denen er sich eingehend mit der Entwicklung und Funktion der Wissenschaft beschäftigt, waren ausschlaggebend für die Entwicklung der Wissenschaftssoziologie als „eigenständige Bindestrichsoziologie“ (Knoblauch 2005: 235)

Merton erkannte, wie vor ihm bereits Marx und Mannheim, dass neben der immanenten Logik und Rationalität der Wissenschaft, auch externe, sozioökonomische Faktoren die Auswahl wissenschaftlicher Probleme bestimmen, und unterscheidet in diesem Sinne zwischen intern und extern generierten wissenschaftlichen Fragestellungen.

Mertons spätere Forschung beschäftigt sich vor allem mit der Frage danach, wie bestimmte soziale Strukturen die Verhaltensweisen der Akteur/innen induzieren und auch begrenzen. Dabei setzt Merton voraus, dass wissenschaftliche Fragestellungen niemals zufällig entstehen. (vgl. Stehr in Merton 1985: 12ff)

„Was führt bei denen, die sich auf die Arbeit als Wissenschaftler einlassen, zur Verlagerung ihres Forschungsinteresses: sei es von einer Wissenschaft zu einer anderen, sei es innerhalb einer Disziplin von einem Problemkomplex zum anderen? Unter welchen Bedingungen sind solche Interessenverlagerungen das geplante Resultat einer bewussten Strategie und unter welchen Bedingungen sind sie eine weitgehend unvorhergesehene Konsequenz von Wertbindungen der Wissenschaftler oder derer, die die materiellen Mittel für die Wissenschaft kontrollieren?“ (Merton 1985: 35)

Dennoch ist Wissenschaft für Merton, trotz ihrer Durchlässigkeit für gesellschaftliche Außeneinflüsse eine autonome, sich selbst regulierende Institution, die einem sozialen System gleicht. Ein Ethos und vier damit verknüpfte institutionelle Imperative (siehe Kapitel 3.1.1 dieser Arbeit) machen Wissenschaft zu einer *sozialen* Institution, „die durch ihre Vorgaben das Handeln der Einzelnen bis hinein in ihre Motivationen leitet.“ (Knoblauch 2005: 235)

Darüber hinaus ist sie auch deswegen eine *besondere* soziale Institution, weil sie über eine spezifische Kommunikationsform verfügt, die sie von anderen Institutionen unterscheidet: Aufsätze und Bücher, Gutachten und Zertifikate (vgl. ebd.: 235)

Eine elaboriertere Auseinandersetzung mit der absoluten Untrennbarkeit wissenschaftlicher Inhalte von sozialen Faktoren, findet sich schließlich in Ludwig Flecks 1935 erschienenen Werk „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv“. Der polnische Arzt Fleck legte damit den Grundstein für Thomas S. Kuhns „Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“. Während Flecks Werk jedoch lange vergessen blieb und erst in

den letzten Jahren entsprechend gewürdigt wurde, entfaltete Kuhns Arbeit eine ungleich größere Wirkung. (vgl. ebd.: 238)

In Anlehnung an Mannheim spricht Fleck vom *Denkstil* und meint damit den Wissensstand, der Einfluss auf das Erkennen hat. Dieser Wissensstand ist durch Erweiterungen veränderbar. In welche Richtung sich Denkstile jedoch verändern, ist wiederum von sozialen Faktoren abhängig. Ein so genanntes *Denkkollektiv*, das aus miteinander in Gedankenaustausch stehenden Menschen gebildet wird, prägen den Denkstil:

„Jedes Wissen bildet folglich seinen eigenen ‘Gedankenstil’ aus, mit dem es Probleme begreift und auf seine Zwecke ausrichtet.“ (Schäfer/Schnelle in Knoblauch 2005: 238)

Kuhn nennt diese Denkkollektive *Paradigmata*. Unter Paradigmata versteht er dabei „allgemein anerkannte wissenschaftliche Leistungen, die für eine gewisse Zeit einer Gemeinschaft von Fachleuten maßgebliche Probleme und Lösungen liefern.“ (Kuhn 1967: 10) Ein Paradigma kann in eine Glaubwürdigkeitskrise geraten, wenn es sich zur Erforschung eines bestimmten wissenschaftlichen Gegenstands oder Aspekts als nicht mehr adäquat erweist. Es kommt zu einer Veränderung institutioneller Strukturen und zur Formierung neuer Gruppen, die den Grundstein für ein neues Paradigma legen.

Jenseits dieser Paradigmenwechsel, die Kuhn als „wissenschaftliche Revolutionen“ beschreibt, befindet sich Wissenschaft in einem Stadium der Normalität. (vgl. ebd.)

Später prägte Bloor das „strong programme“ der Wissenschaftsforschung, das auch unter dem Namen „Edinburgh School“ geführt wird. Bloor betrachtet Wissenschaft, wie auch schon Fleck und Kuhn, als eine Form sozial geschaffenen Wissens. (vgl. Knoblauch 2005: 246)

In den 1970ern wurden u.a. im Rahmen so genannter Laborstudien von Bruno Latour, Steve Woolgar und Karin Knorr-Cetina Versuche unternommen, die These der Verankerung wissenschaftlichen Wissens im Sozialen auch empirisch zu belegen. (vgl. ebd., vgl. Knorr-Cetina 2002, vgl. Latour/Woolgar 1986)

Knorr-Cetina erkannte, dass wissenschaftliche Erkenntnis vor allem einer Entscheidungslogik unterworfen ist, die sich im sozialen Umfeld der Forscher/innen – in diesem Fall ein naturwissenschaftliches Labor – entfaltet. So wurden beispielsweise nicht jene Versuchstiere für Tests gewählt, die am brauchbarsten erschienen, sondern die, die in der Anschaffung billiger waren oder deren Pflege unproblematisch

war. (vgl. Knoblauch 2005: 247)

Karin Knorr-Cetina prägt dabei den Begriff der *Wissenskulturen*, also „diejenigen Praktiken, Mechanismen und Prinzipien, die [...] in einem Wissensgebiet bestimmen, *wie wir wissen, was wir wissen.*“ (in: ebd.) Aus Gruppen von Forscher/innen, sowie aus den wissenschaftlichen Instrumenten, die eingesetzt werden, bilden sich so genannte epistemische Subjekte heraus (Subjekt ist hier nicht mit Person gleichzusetzen), die sich in ihren epistemischen Erkenntnispraktiken an „Wahrheit“ orientieren und in diesem Rahmen festlegen, was als Wissen gilt und was nicht. (vgl. ebd.) Diese epistemischen Praktiken nennt Knorr-Cetina in Anlehnung an Garfinkels Ethnomethodologie auch *Ethnomethoden* und macht somit klar, dass (wissenschaftliches) Wissen nichts per se Existierendes, sondern immer etwas in Handlungen erzeugtes darstellt. (vgl. ebd.: 249) In der Wissenschaftssoziologie hat die Ethnomethodologie als handlungstheoretischer Ansatz, für den Wissen an und für sich nicht im Mittelpunkt steht deswegen Anklang gefunden, weil Wissen hier als Produkt von Handlungen begriffen werden kann, andererseits aber auch Handlungen bedingt:

„Das Verständnis einer Handlung geschieht in der Ethnomethodologie auf der Grundlage eines Hintergrundwissens. Hintergrundwissen ist das, was es uns erlaubt, aus den unzusammenhängenden, oft indexikalen, also situationsgebundenen Handlungen einen Sinn zu machen (und zwar als Handelnde wie auch Beobachtende). Dabei handelt es sich um ein jeweils im Kontext abgerufenes und damit auch kontextspezifisches Wissen, das einen hohen Anteil an unausgesprochenen Annahmen über die Situation erhält.“ (ebd.: 249f)

Ethnomethodologische Auseinandersetzungen mit der Produktion wissenschaftlichen Wissens betonen die Reflexivität und somit Relativität von Wissen noch wesentlich radikaler als Fleck oder Kuhn, und haben die Wissenschaften so in eine „Krise der Repräsentation“ gestürzt, in der in Frage gestellt wird, ob sich Aussagen über den wissenschaftlichen Gegenstand tatsächlich auf den Gegenstand beziehen:

„Vielmehr werde durch die kommunikativen Konventionen und Gattungen der wissenschaftlichen Darstellung eine eigene Wirklichkeit geschaffen, die sehr viel mehr mit der Tradition der Wissenschaft und der eigenen Kultur als mit dem Gegenstand zu tun habe.“ (ebd.: 251)

Wissenschaft hat also, so Knoblauch, bedingt durch ihre Sozialität eine unverweigerliche Tendenz, sich beim Aufgehen in der von ihr geschaffenen Wissenschaftskultur vom eigentlichen Erkenntnissubjekt zu entfernen.

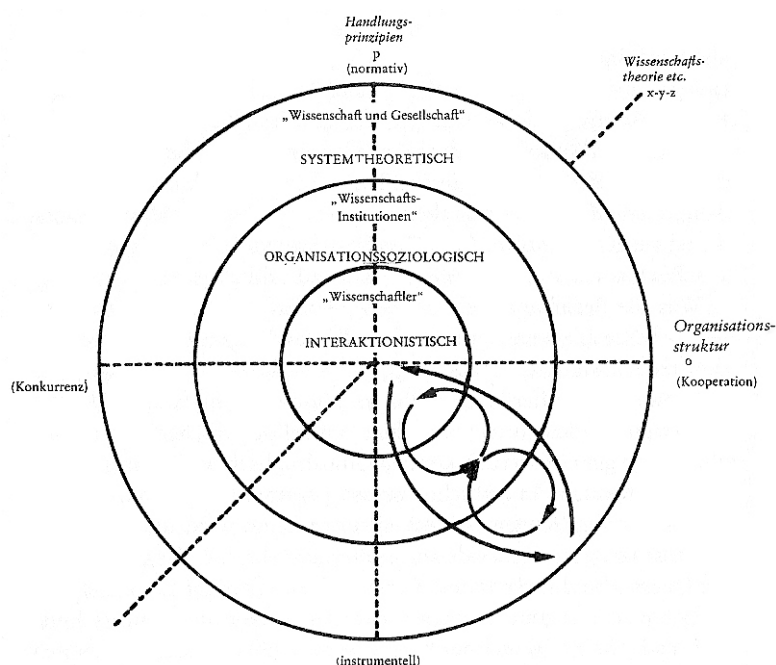
2.1.3. DER GEGENSTANDSBEREICH DER WISSENSCHAFTSSOZIOLOGIE

Bühl unterteilt den Gegenstandsbereich der Wissenschaftssoziologie in drei Kreise. Der innerste Kreis stellt dabei die „Gesellschaft im Wissenschaftler“ dar. In diesem Bereich interessieren Fragestellungen wie: Welche Persönlichkeitsmerkmale sind für Wissenschaftler/innen wichtig? Wer interagiert mit wem unter welchen Umständen und welche Bedeutung haben dabei persönliche Beziehungen? (vgl. Bühl 1974: 98f)

Der mittlere Kreis umfasst Wissenschaft als Organisation, unabhängig von den verschiedenen, konkreten Personen, die in ihr wirken. Es geht um Rollenstruktur, Kommunikations- und Autoritätsstruktur und das Verhältnis verschiedener Forschungsfelder zueinander. (vgl. ebd.: 99)

Der äußere Kreis beschreibt die gesamtgesellschaftlichen Konstitutionsbedingungen der wissenschaftlichen Organisation und Tätigkeit. Wissenschaft wird hier in Beziehung zur gesamtgesellschaftlichen Struktur gesetzt, wobei dieser makrosoziologische Bereich schwer abgegrenzt werden kann, da eine makrosoziologische Analyse der Wissenschaft notwendigerweise auch internationale Strukturen miteinbeziehen muss und „nicht vor den nationalen Grenzen haltmachen kann.“ (ebd.: 99)

Abbildung 1: Wissenschaftssoziologischer Gegenstandsbereich (Bühl 1974: 102)



Bühl geht weiters davon aus, dass jeder dieser Bereiche mit bereichsspezifischen

Methoden analysiert werden muss und kann um das Entstehen eines wissenschaftssoziologischen „Einheitsbreies“ zu vermeiden. In der Vergangenheit haben sich in den Teilbereichen methodologische Schwerpunkte herauskristallisiert. (vgl. ebd.: 100) Der innere Bereich wurde häufig aus funktionalistisch-interaktionistischer, bzw. symbolisch-interaktionistischer Sichtweise analysiert. Von Interesse sind hier vor allem Kommunikationsbeziehungen sowie persönliche Beziehungen zwischen Wissenschaftler/innen. Im mittleren Bereich dominiert die Organisationsanalyse, die sich mit wissenschaftlichem Verhalten und wissenschaftlicher Aktivität auseinandersetzt – ein Bereich der immer relevanter wird, je mehr wir es mit wissenschaftlichen Großinstitutionen zu tun haben:

„Diese Institutionen entwickeln ihr eigenes Gewicht, ein Gewicht das unter Umständen viel größer ist als das Eigengewicht und die Durchsetzungskraft der idealen Wissenschaftsgesellschaft, der ‚brothers and sisters in science‘.“ (ebd.: 100)

Den äußeren Bereich, der Treffpunkt von Wissenschaft und Gesellschaft, sieht Bühl als das Aufgabenfeld der Systemtheorie, die Wissenschaft als gesellschaftliches Subsystem mit anderen Subsystemen in Verbindung zu setzen vermag. (vgl. ebd.: 101)

Nach Bühls Unterteilung lässt sich die vorliegende Arbeit dem mittleren Gegenstandsbereich zuordnen.

2.2. DIE DISKURSANALYSE ALS WISSENSCHAFTSSOZIOLOGISCHES

WERKZEUG

Da es sich bei „Diskurs“ um einen an sich sehr vielfältigen und anpassungsfähigen Begriff handelt, hat er im Laufe seiner Ent- und Bestehensgeschichte sehr unterschiedliche Verwendungen erfahren. Zum Einen kann Diskurs ganz allgemein als Synonym für eine öffentliche Debatte verstanden werden, zum Anderen haben sich im wissenschaftlichen Kontext relativ disparate theoretische Ansätze des Diskursbegriffes bedient.

2.2.1. KURZE ENTWICKLUNGSGESCHICHTE DES DISKURSBEGRIFFES

Bevor hier auf die Leseart des Diskursbegriffes und der Diskursanalyse im Foucaultschen Sinne eingegangen wird, die für die vorliegende Arbeit eine überaus nützliche *Tool Box* bereitstellt, wird im Folgenden ein Abriss über den Werdegang des Diskursbegriffes geliefert.

Seine sprachlichen Wurzeln hat der Begriff des Diskurses in den lateinischen Wörtern *discurrere* bzw. *discursus*, die eine Art Hin- und Herlaufen, bzw. Umherirren beschreiben. Schalk bezeichnet den Diskursbegriff als *Allerweltswort*, das sehr vielfältig eingesetzt werden kann. (vgl. Keller 2005: 98)

Im 13. Jahrhundert verstand man unter Diskurs den Vorgang des Verstehens. Eine Denktradition, die später, um die Wende vom 18. auf das 19. Jahrhundert mit dem tatsächlichen Sprachgebrauch verknüpft wurde: Sprache als Instrument des Diskurses und somit des Denkens. (vgl. ebd.) In der italienischen Renaissance (15. bis 17. Jahrhundert) entwickelte sich schließlich eine Verbreitungstradition des Diskursbegriffes, die unter Diskurs „einerseits die mündliche, öffentliche, akademische oder institutionelle Rede, andererseits die schriftliche, gelehrte, schließlich wissenschaftlich dialogische Abhandlung“ verstand. (vgl. ebd.: 98)

Der Ursprung dessen, was Keller als „neuere Karriere des Diskursbegriffs“ (ebd.: 102) bezeichnet, ist in den 1950er-Jahren zu verorten. Für diese wiederentdeckte Popularität verantwortlich sind zum einen diskurstheoretische bzw. diskuranalytische Entwürfe des französischen (Post-)Strukturalismus, zum anderen jedoch auch die US-amerikanische „discourse analysis“, als einer linguistischen, sprachpragmatischen Erforschung von Kommunikationsprozessen. In den 1970ern und 1980ern wurde das Spektrum des Diskursbegriffes von Habermas' Modell der *Diskursethik* erneut erweitert. (vgl. ebd.: 100)

2.2.2. DIE FOUCAULTSCHE DISKURSANALYSE

Die Sichtbarkeit und umfassende Verwendung des Diskursbegriffes in den Wissenschaften, wie sie heute zu beobachten ist, hat ihren Ursprung jedoch allen voran in der Rezeption der Arbeiten von Michel Foucault, die in den 1960ern und 1970ern entstanden. Interessant ist hierbei, dass für Foucault selbst die Diskursanalyse kein primäres Beschäftigungsfeld war, sondern eher nur eine Randerscheinung seiner Werke, die sich in der materialen Analyse verschiedener Themen (bspw. Foucaults Auseinandersetzungen mit Sexualität oder Strafe, vgl. Foucault 1977 bzw. 1989) quasi nebenher mitentwickelte. Keller (2005: 121) schließt daraus, dass Foucault niemals vorrangig mit der Entwicklung einer konsistenten Theorie und Methodologie der Diskursanalyse² beschäftigt war – er vielmehr in seiner Arbeit mit originären Daten, Archivmaterial und Dokumenten den Grundstein für ein neues Erkenntnismodell schuf, das sich nicht mehr vorrangig nur auf Sekundäranalysen stützte.

In der *archäologischen Phase* seiner Arbeiten („Die Ordnung der Dinge“ 1966, „Archäologie des Wissens“ 1969) bemühte Foucault sich im Rückblick auf seine bisherigen Untersuchungen erstmals um eine Systematisierung seiner diskursanalytischen Vorgehensweise:

„Was ich wollte, war, eine bestimmte Zahl von Elementen nebeneinander zu zeigen – das Wissen von Lebewesen, das Wissen von den Gesetzen der Sprache und das Wissen der ökonomischen Fakten – und sie mit dem philosophischen Diskurs ihrer Zeit in Verbindung zu setzen [...]“ (Foucault 1974: 10 zit in: Keller 2005: 129)

Archäologie bedeutete für Foucault in diesem Zusammenhang, Wissensordnungen aus vergangenen Zeiten auszuheben, ohne dabei Stellung zu Sinn- und Wahrheitsgehalt zu beziehen. Im Zentrum der Analyse steht eine Typisierung der Aussagegehalte „wirklicher“ Äußerungen und die institutionelle Einbettung von Rede- und Schreibpraktiken in die Diskursproduktion (vgl. Keller 2005: 129f).

Diskurs meint in diesem Sinne eine Menge von verstreuten Aussagen, die nach demselben Regelsystem gebildet wurden und die als Praktiken diejenigen Gegenstände konstituieren, von denen sie handeln. (vgl. ebd.: 130)

² Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang auch, dass Foucault seinen Diskursbegriff niemals klar bzw. konsistent definiert

Nach Foucault können vier Grundmomente von Diskursen auf ihre Formationsregeln hin analysiert werden (vgl. Foucault 1988: 48ff, vgl Keller 2005: 132):

- Die *Formation der Gegenstände* lässt sich erfassen durch eine Rekonstruktion der Regeln, nach denen die Gegenstände, von denen die Diskurse sprechen, gebildet werden.
- Die *Formation der Äußerungsmodalitäten* befasst sich mit der Frage, von welchen institutionellen Orten und Subjektpositionen über einen Diskursgegenstand gesprochen wird.
- Die *Formation der Begriffe* sucht eine Regelhaftigkeit in der Bildung der Aussagen innerhalb eines Diskurses: Wie wird Rhetorik eingesetzt? Wie werden Argumente aufgebaut?
- Die *Formation der Strategien* ist auf die Außenbezüge des Diskurses gerichtet: Welcher Themen und Theorien bedient sich der Diskurs? Wie bezieht sich der Diskurs auf andere Diskurse?

Keller sieht in Foucaults Archäologie ein „umfassendes sozialwissenschaftliches Forschungsprogramm, das nicht nur die Analyse von Aussagezusammenhängen, sondern auch institutionelle Settings, also verschiedenste Ebenen der gesellschaftlichen Herstellung und Ordnung von Praktiken, Objekten, Menschen, Ideen, kurz, von Realitätszusammenhängen anvisiert.“ (Keller 2005: 133)

In einer späteren Rede am Collège de France im Jahr 1970 erweitert Foucault seine diskursanalytischen Überlegungen um ein Konzept von Macht und ungleichen Sprecherpositionen: Diskurse seien mit Ermächtigungsprozessen und Ausschlusskriterien verkoppelt. (vgl. Keller 2005: 134)

Während Foucaults *archäologische* Diskursanalyse sehr stark strukturell orientiert war und mit seinen vier diskursiven Formationsmomenten ein relativ starres Korsett bot, betont Foucaults *genealogische* Perspektive stärker den Prozesscharakter von Diskursen und diskursiven Praktiken sowie die Bedeutung von *Macht/Wissen-Komplexen*. Foucault geht davon aus

„dass Macht und Wissen einander unmittelbar einschließen; dass es keine Machtbeziehung gibt, ohne dass sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert. Diese Macht/Wissen-Beziehungen sind darum nicht von einem Erkenntnissubjekt aus zu analysieren, das gegenüber dem Machtsystem frei und unfrei ist. Vielmehr ist in Betracht zu ziehen, dass das erkennende Subjekt, das zu erkennende Objekt und die Erkenntnisweisen

jeweils Effekte jener fundamentalen Macht/Wissen-Komplexe und ihrer historischen Transformationen bilden.“ (Foucault 1977: 39f)

Foucault nimmt nunmehr an, dass Diskurse institutionalisierte Materialisierungen in sich tragen, die eine Umsetzung von Diskursen in weltliche Konsequenzen mit sich führen. Diese Konsequenzen bezeichnet Foucault als *Dispositive*.

Dispositive können architektonische Manifestationen sein, Redepraktiken, sowie konventionalisierte Verhaltens- und Handlungsmuster. Die Einführung des Dispositiv-Begriffes in die Diskursanalyse markiert bei Foucault eine neue Akzentuierung des Wechselspiels zwischen Diskursen und ihren materiellen Äußerungen. (vgl. Keller 2005: 135f) Ein Dispositiv ist also zu verstehen als

„ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architektonische Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes umfasst. [...] Das Dispositiv ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft ist“ (Foucault 1978: 119 f.).

2.2.3. DISKURSIVE KONFLIKTE UND HEGEMONIALE DISKURSE

Diskursanalyse impliziert notwendigerweise auch Konfliktanalyse (vgl. Schwab-Trapp 2001: 263). Denn dort, wo alle eine Meinung teilen und im übertragenen Sinne davon überzeugt sind, dass Schwarz Schwarz und Weiß Weiß ist, und auf Grundlage dieser Überzeugung handeln, wäre es überflüssig darauf hinzuweisen, dass es sich bei Schwarz eben um Schwarz und bei Weiß um Weiß handelt. Erst dort, wo konkurrierende Ansprüche auf Definitionsmacht erhoben werden, wird die Konflikthaftigkeit diskursiver Prozesse sichtbar. (vgl. Schwab-Trapp 2001: 263f)

Die in einem solchen diskursiven Konflikt konkurrierenden Ansprüche auf Definitionsmacht verfügen jedoch häufig über ungleich starke Durchsetzungskraft. Laclau und Mouffe prägen – bezogen auf die ungleiche Machtwirkung von Diskurspositionen – das Konzept des *hegemonialen Diskurses*, in dem eine Diskursposition über die andere(n) Diskursposition(en) dominiert und somit den Diskurs beherrscht.

Der Begriff der Hegemonie lässt sich lexikalisch als „leadership, authority and influence, especially of one state in a group of states“ definieren. (vgl. Torfing 1999: 101)

Nach diesem Verständnis wird beispielsweise häufig von der Hegemonie der USA innerhalb der westlichen Welt in der Nachkriegszeit gesprochen.

Während eine derartige Auslegung von Hegemonie zwar den Aspekt der Herrschaft deutlich hervorhebt, übersieht sie die politischen, sowie die moralisch-intellektuellen Folgen dieser Herrschaft. Nach Laclau und Mouffe muss Hegemonie daher definiert werden, als „expansion of a discourse, or set of discourses, into a dominant horizon of social orientation and action.“ (Torfing 1999: 101)

Das Hegemonie-Konzept beschreibt also nicht nur – im Sinne der lexikalischen, realpolitischen Definition – die privilegierte Position eines Nationalstaates in einer Gruppe von Nationalstaaten, sondern, umfassender, die Konstruktion einer vorherrschenden diskursiven Formation. (vgl. Torfing 1999: 101)

„Als hegemonial werden Diskurse beschrieben, die dazu tendieren, umfassende Weltbilder zu entwickeln und darin alle sozialen Beziehungen in einer Gesamtstruktur einzuordnen.“ (Keller 2005: 161)

Diskurse und konkurrierende Diskurspositionen sind allerdings, so Keller, niemals als unmittelbar reale Identitäten zugänglich. Diskursanalyse ist daher notwendigerweise immer *Interpretationsarbeit*. Es liegt am Beobachter, nach gewissen Kriterien (z.B. Leitbegriffen und Themen), eine Zusammenhangsvermutung in Hinblick auf beobachtbare, zugleich aber auch disparate, diskursive Ereignisse anzustellen. (vgl. Keller 2008: 206) Dabei präzisiert er den Diskursbegriff folgendermaßen:

„Diskurse sind institutionalisierte, nach verschiedenen Kriterien abgrenzbare Bedeutungsarrangements, die in spezifischen Sets von Praktiken (re)produziert und transformiert werden. Sie existieren als relativ dauerhafte und regelhafte, d.h. zeitliche und soziale Strukturierung von (kollektiven) Prozessen der Bedeutungszuschreibung. Sie werden durch das Handeln von sozialen Akteuren ‘real’ [...]“ (Keller 2008: 205)

Geht man, wie Keller, davon aus, dass Diskurse erst durch die Handlungen sozialer Akteur/innen real zugänglich werden, hat Diskursanalyse auch eben diese, den Diskurs erst real machenden Handlungspraxen zu berücksichtigen. Einen Verbindungsversuch von Diskursanalyse und Handlungsanalyse stellt Jägers *Kritische Diskurs- und Dispositivanalyse* dar.

2.2.4. KRITISCHE DISKURS- UND DISPOSITIVANALYSE

Als besonders nützlich für die vorliegende Arbeit haben sich die Arbeiten von Siegfried Jäger erwiesen und hier vor allem Jägers Beitrag zum „Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse“ (2001), in dem Jäger den Fokus sehr stark auf die sozialwissenschaftlichen Aspekte der ursprünglich eher sprach-wissenschaftlich orientierten

Kritischen Diskursanalyse legt. Jäger beruft sich in seinen Ausführungen auf die Theorie- und Begriffsarbeit Foucaults, die er ergänzt bzw. adaptiert.

Für Jäger steht im Zentrum einer kritischen Diskursanalyse (KDA) die Frage, was gültiges Wissen ist, wie es zustande kommt, wie es weitergegeben wird und welche Funktion es für die Gestaltung von Gesellschaft und die Konstitution von Subjekten hat. Dabei meint Jäger mit Wissen alle *Bewusstseinsinhalte* und *Bedeutungen*, mithilfe derer Menschen ihre Wirklichkeit deuten und gestalten. Dieses Wissen wird von den Menschen aus den diskursiven Zusammenhängen bezogen, in die sie hineingebo- ren werden und in denen sie leben. (vgl. Jäger 2001: 81)

„Diskursanalyse, erweitert zur Dispositivanalyse, zielt darauf ab, das (jeweils gültige) Wissen der Diskurse bzw. der Dispositive zu ermitteln, den konkret jeweiligen Zusammenhang von Wissen/Macht zu erkunden und einer Kritik zu unterziehen.“ (ebd.)

Der bereits erwähnte Begriff des Dispositivs rückt dabei in Jägers Entwurf der KDA wesentlich stärker ins Zentrum als ursprünglich bei Foucault.

Jäger geht es, ähnlich wie Jürgen Link (vgl. 1982) um die Analyse aktueller Diskurse und ihrer Machtwirkung, um das Sichtbarmachen der sprachlichen und nichtsprachli- chen Wirkungsmittel dieser Macht, sowie allgemein um den Diskurs in seiner herr- schaftslgitimierenden und -sichernden Funktion. (vgl. Jäger 2001: 82)

Diskurse sind dabei insofern „Materialitäten sui generis“, wenn man Diskurs definiert als

- institutionell gefestigte Redeweise, die Handeln bestimmt und Macht ausübt
- Fluss von sozialem Wissen durch die Zeit, der individuelles und kollektives Handeln bestimmt. (vgl. ebd.)

Von Interesse ist es also nicht, Diskurse als Ausdruck gesellschaftlicher Praxen zu begreifen, sondern als Ausüben von Machtwirkungen *auf* gesellschaftliche Praxen.

Herrschende Diskurse können kritisiert bzw. problematisiert werden, „indem man sie analysiert, ihre Widersprüche und ihr Verschweigen, bzw. die Grenzen der durch sie abgesteckten Sag- und Machbarkeitsfelder aufzeigt, die Mittel deutlich werden lässt, durch die die Akzeptanz nur zeitweilig gültiger Wahrheiten herbeigeführt werden soll [...]“. (ebd.: 83)

Als kritisierende/r Wissenschaftler/in dürfe man sich dabei jedoch keinesfalls versuchen, sich mit der jeweiligen Kritik außerhalb des Diskurses zu positionieren, da das eine Infragestellung des Konzepts der Diskursanalyse selbst bedeuten würde:

„Dabei muss sich der kritisierende Wissenschaftler darüber klar sein, daß er mit seiner Kritik nicht außerhalb der Diskurse steht, da er sonst sein Konzept Diskursanalyse selbst in Frage stellt. Er kann – neben anderen kritischen Aspekten, die Diskursanalyse bereits als solche enthält – sich auf Werte und Normen, Gesetze und Rechte berufen; er darf dabei aber niemals vergessen, daß auch diese diskursiv-historisch gegründet sind und dass sich seine eventuelle Parteinahme nicht auf Wahrheit berufen kann, sondern eine Position darstellt, die ebenfalls Resultat eines diskursiven Prozesses ist. Mit dieser Position kann er sich in die diskursiven Kämpfe hineinbegeben und seine Position verteidigen oder auch modifizieren.“ (vgl. ebd.: 85)

Diese sehr zentrale Aussage Jägers spielt auch für die diskursive Positionierung der vorliegenden Arbeit eine tragende Rolle. Im Versuch den Diskurs und seine konkurrierenden Diskurspositionen zu erfassen, kann diese Arbeit nicht unbeteiligt von außen auf den Diskurs blicken, sondern partizipiert automatisch auch aktiv am „diskursiven Konflikt“.

Dieses Verständnis der Beobachterrolle als nicht-objektivierbare Perspektive, verdeutlicht die Verortung der Diskursanalyse im qualitativen Paradigma. Es geht primär darum, das jeweils in einem Diskurs *Sagbare* in seiner qualitativen Bandbreite zu erfassen. Häufigkeiten von Aussagen sind vor allem in einem synchronen Schnitt sekundär. Auch wenn der quantitative Aspekt eine Rolle spielt, da er erfasst, welche Argumente innerhalb eines Diskurses gehäuft auftreten, so ist es dennoch wichtiger, mehr über die *Beschaffenheit* von Argumenten und Inhalten, wie sie zu einer bestimmten Zeit an bestimmten sozialen Orten auftauchen zu erfahren, als über ihre Zahl. Jäger schreibt, diskursive Aussagen wären naturgemäß bemerkenswert „beschränkt“. (vgl. ebd.: 103)

„Diskursanalyse erfasst das jeweils Sagbare [...], aber auch die Strategien, mit denen das Feld des Sagbaren ausgeweitet oder auch eingeengt wird.“ (ebd.: 84)

Diskursanalyse ist nicht nur eine Analyse von bereits vorhandenen Bedeutungszuweisungen, sondern eine Analyse der Produktion von Wirklichkeit, wie sie durch Diskurse und die an den Diskursen teilnehmenden Menschen vermittelt wird. Dabei ist Diskurs nichts individuell Produziertes, sondern hat *überindividuellen* Charakter. Alle

nehmen am Diskurs teil und tragen zu ihm bei, doch keiner „hat genau das gewollt, was letztlich dabei herauskommt.“ (ebd.: 86)

Jäger weist darauf hin, dass Diskurse sich immer auch zu einem gewissen Grad von den Menschen, die sie schaffen, verselbstständigen. Klassisch gesagt: Das Ganze ist mehr als die Summe der einzelnen Teile. So überindividuell Diskurse auch sein mögen, so muss auch der Blickwinkel der Diskursanalyse dieses Überindividuelle erfassen können. Will man verstehen, aus welchem gesellschaftlichen Wissen sich der Diskurs nährt, muss versucht werden, die Genese dieses Wissens zu rekonstruieren, sein Umfeld, seinen institutionellen Rahmen. (vgl. ebd.: 86)

Doch Diskursanalyse leugnet nicht – wie es schon Foucault vorgeworfen wurde – das Individuum. Diskurse stellen, wie bereits erläutert, als Träger von Wissen einen Machtfaktor dar, der es auch vermag, gesellschaftliche Machtverhältnisse zu strukturieren. Das im Diskurs agierende Individuum realisiert dabei diese Machtbeziehungen, indem es „denkt, plant, konstruiert, interagiert und fabriziert.“ (ebd.: 87)

Nachdem Wissen auch Grundlage für Handeln und Wirklichkeitsgestaltung ist, macht es Sinn, nicht nur diskursive Praxen allein, sondern vor allem auch nichtdiskursive Praxen und Vergegenständlichungen von Diskursen zu analysieren. Jäger bezieht sich hier klar auf den von Foucault eingeführten Begriff des Dispositivs.

Basierend auf Foucaults Begriffsarbeit legt Jäger folgende Merkmale von Dispositiven fest:

- Dispositive sind das Netz, das Diskurs und Wirklichkeit (=die Gegenstände) verbindet.
- Wissen besteht nicht nur als Gesagtes und Geschriebenes in Form eines Diskurses, sondern wohnt auch dem Handeln der Menschen inne und schlägt sich so als gegenständliches Dispositiv nieder.
- Der Dispositivbegriff kann als Dreieck verstanden werden aus diskursiven Praxen, nicht-diskursiven Praxen und Sichtbarkeiten/Vergegenständlichungen von Diskursen. (vgl. ebd.: 90ff)

Das Dispositiv spannt sich also als Netz zwischen Diskurs und Wirklichkeit, zwischen denen, so Foucault, gewissermaßen eine Lücke klafft. Doch wie können wir diese Lücke füllen? (vgl. ebd.: 92)

Im Versuch der Beantwortung dieser Frage, bindet Jäger Leontojews Tätigkeitstheorie in die Diskursanalyse ein, die im Kern folgendes besagt:

Wir Menschen sind in der Lage, Dingen Bedeutung zuzuweisen und so die Wirklichkeit für uns bedeutend zu machen. Erst durch unsere Bedeutungszuweisungen werden die Dinge zu Dingen. Und genau diese Bedeutungszuweisungen agieren, so Jäger, auch als Brücken zwischen Diskurs und Wirklichkeit. Will man also verstehen, wie die Lücke zwischen Diskurs und Wirklichkeit geschlossen wird, muss erfragt werden, wie diese Bedeutungszuweisung funktioniert. Nach Leontojew geschieht dies, indem man aus einem Bedürfnis ein Motiv ableitet und infolgedessen ein bestimmtes Ziel zu erreichen versucht. Im Prozess der Zielerreichung werden Handlungen und Materialien eingesetzt. Anders formuliert: Bedeutungszuweisung passiert im Prozess *Arbeit*. (ebd.: 92)

Mit den Ausführungen Leontojews ergänzt Jäger Foucaults Diskursanalyse:

„Er [Foucault] übersah, dass zur Wirklichkeit auch die Folgen, bzw. die ‚Materialisationen durch Arbeit‘ vergangener Rede bzw. vorangegangener Diskurse gehören, also die konkreten Vergegenständlichungen von Gedankenkomplexen. Diese werden von den tätigen Menschen in ihren nichtdiskursiven Praxen umgesetzt, mittels derer sie die Häuser und Bänke und auch Banken bauten und einrichteten, und die im übrigen – wie gezeigt – wieder nur solange Bestand haben, wie sie in Diskurse eingebettet sind und bleiben. Die Institution Bank etwa als Teil des Kapitaldispositivs hört auf, diese Funktion wahrzunehmen, wenn sie nicht mehr diskursiv gestützt ist: sie wird bedeutungslos, zu nichts reduziert außer zu rein ‚natürlicher‘ Materie [...] oder zu anderer Gegenständlichkeit ‚umdiskursiviert‘, also einer anderen Bedeutung zugeführt. In den Banken wohnen dann etwa die Bettler und machen sie zu Asylen.“ (ebd.: 92f)

Diskurs- und Dispositivstruktur

Diskurse sind also komplexe Wissensflüsse, deren Struktur zuerst terminologisch durchschaubar gemacht werden muss um sie überhaupt erst analysierbar zu machen. Jäger unterscheidet hier zwischen Diskurssträngen, Diskursfragmenten, Diskursstrang-Verschränkungen, diskursivem Ereignis, diskursivem Kontext, Diskursebenen und Diskursposition. (vgl. ebd.: 96ff)

Unter *Diskurssträngen* sind thematisch einheitliche Diskursverläufe zu verstehen. Jeder dieser Stränge hat eine syn- und eine diachrone Dimension. Wird ein Diskursstrang in seiner synchronen Dimension untersucht, erhält man eine qualitative und endliche Bandbreite an dem, was innerhalb des Diskursstranges sagbar war/ist.

Diskursstränge setzen sich aus einer Fülle von Elementen, also Texten zusammen. Jäger zieht jedoch den Begriff des *Diskursfragments* dem des Textes vor: Während Texte nämlich mehrere Themen ansprechen/beinhalten können, behandelt ein Diskursfragment immer nur ein Thema. Ein Text kann so in mehrere Diskursfragmente aufgespaltet werden und mehrere Diskursfragmente ergeben einen Diskursstrang.

Diskursstrang-Verschänkungen liegen dann vor, wenn unterschiedliche Themen miteinander verknüpft werden, beispielsweise in einem Kommentar, der zwei voneinander unterscheidbare Themen anspricht.

Während zwar alle Ereignisse diskursive Wurzeln haben, sind nur solche Ereignisse als *diskursive Ereignisse* zu werten, die eine entsprechende politische und mediale Herausstellung erfahren. Es ist Aufgabe der Diskursanalyse zu ermitteln, ob es sich bei Ereignissen um diskursive Ereignisse handelt. Mitunter haben „medial-diskursive Großereignisse“ mehr Potenzial, einen gegebenen Diskurs zu beeinflussen als ein kritischer Gegendiskurs. Beispielsweise hatte das Großereignis Tschernobyl einen bedeutenderen Einfluss auf die Atom-Debatte als ein Gegendiskurs seitens der bundes-deutschen Grünen, der schon wesentlich länger im Gange war. (vgl. ebd.: 98)

Die Analyse diskursiver Ereignisse kann auch Aufschluss über den jeweiligen Kontext eines Diskurses geben, also über den *diskursiven Kontext*. Ein Diskursstrang kann so an eine thematisch dazugehörige Chronik diskursiver Ereignisse rückgebunden werden.

Diskursstränge operieren auf jeweils verschiedenen *diskursiven Ebenen* bzw. an verschiedenen sozialen Orten. Ein wissenschaftlicher Spezialdiskurs kann beispielsweise auch auf der Medienebene aufgenommen werden, was auch beim wissenschaftlichen Diskurs, mit dem sich diese Arbeit befasst, der Fall ist.

Die Kategorie der *Diskursposition* beschreibt den spezifischen (ideologischen) Standort einer Person oder eines Mediums. Dazu ist zu sagen, dass Diskurspositionen innerhalb eines hegemonialen Diskurses tendenziell sehr homogen sind (was gleichzeitig schon als Folgeerscheinung des hegemonialen Diskurses gedeutet werden kann), dennoch können innerhalb eines Herrschaftsdiskurses auch verschiedene Diskursposi-

tionen vertreten sein. Besonders vom hegemonialen homogenen Diskurs abweichende Diskurspositionen können wiederum einem mehr oder minder in sich geschlossenen *Gegendiskurs* zugeordnet werden.

Ein Dispositiv nach Jäger hat drei zentrale Durchlaufpunkte:

- 1) Diskursive Praxen, die Wissen transportieren
- 2) Handlungen als nichtdiskursive Praxen, denen bestimmtes Wissen vorausgeht und die von Wissen begleitet werden
- 3) Vergegenständlichungen diskursiver Praxen durch nicht-diskursive Praxen.
(vgl. ebd.: 107)

Entsprechend dieser drei markanten Punkte hat eine Dispositivanalyse folgende Arbeitsschritte zu leisten:

- 1) Rekonstruktion des Wissens in den diskursiven Praxen
- 2) Rekonstruktion des Wissens, auf dem die nicht-diskursiven Praxen basieren
- 3) Rekonstruktion der nicht-diskursiven Praxen, die das in den Diskursen enthaltene Wissen vergegenständlicht und sichtbar gemacht haben. (vgl. ebd.: 108)

Bei einer *Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse*, in der „Wissen“ eine wichtige analytische Kategorie darstellt, muss auch berücksichtigt werden, welche Machtstrukturen dem jeweiligen Wissen zugrunde liegen: Die Frage danach, auf Basis welchen *Wissens* diskursiv und nicht-diskursiv gehandelt wird, ist also immer auch eine Frage danach, auf Basis welcher *Machtstrukturen* gehandelt wird. Eine Offenlegung von Wissen im Sinne einer Diskursanalyse bedeutet daher immer auch eine Offenlegung von Macht – ein Aspekt, der vor allem bei der Analyse hegemonialer Diskurse, wie auch diese Arbeit eine darstellt, von besonderer Wichtigkeit ist.

3. DISKURSIVE RAHMENBEDINGUNGEN UND PRODUKTIONSREGELN DES WISSENSCHAFTSSYSTEMS

3.1. WISSENSCHAFT ALS NORMATIVES SYSTEM

Um das Wissenschaftssystem als soziale Organisation verstehen zu können, ist es zunächst nötig, die normative Prägung des Sozialen zu erforschen, also festzustellen, auf Basis welchen normativen Verständnisses innerhalb des Wissenschaftssystems gehandelt wird.

Bühl (1974) geht davon aus, dass sich soziales Handeln – er nennt dies den *situationalen Moment* –, an Normen und Werten – dem *intentionalen Moment* – orientiert. Erst auf Basis des intentionalen Moments, also mit dem Wissen über normative Forderungen, könne der situationale Moment klar gedeutet werden. Faktisch müsse man sich dabei jedoch bewusst sein, dass Intention und Situation – oder äquivalent Bewusstsein und Sein – miteinander untrennbar verknüpft sind. Normatives wird erst zu Normativem, wenn es sich von etwas Nicht-Normativem abheben kann.

Oft werden Normen mit einem Wunschzustand und die konkrete Handlungssituation als Konfliktmoment interpretiert. Normen haben, so Bühl, eine Mittlerfunktion zwischen Konflikt und Integration, zwischen Konkurrenz und Kooperation. Dabei wäre es unrichtig, in postulierten Normen nur einen normativen Zwangcharakter zu erkennen. Vielmehr ermöglicht eine vorweg erklärte Anerkennung einer Norm, „den Erwartungen, bzw. den Erwartungserwartungen des anderen zu entsprechen, ohne jeweils in eine Prüfung der tatsächlichen Lage und der tatsächlichen Erwartungen des anderen eintreten zu müssen.“ (vgl. Bühl 1974: 103ff)

3.1.1. DIE NORMATIVE STRUKTUR DER WISSENSCHAFT NACH MERTON

Die Erforschung der Wissenschaft als normatives System ist eng mit den Arbeiten Robert K. Mertons verbunden. Beunruhigt von der NS-Regimehörigkeit der deutschen Forschung, beschäftigte sich Merton ab den 1930er-Jahren intensiv mit dem Stellenwert von Ethik und Moral in der Wissenschaft.

Im Zuge eines Definitionsversuches von ethischer Wissenschaft hielt es Merton zunächst für nötig, eine Begriffsdefinition von *Wissenschaft an sich* zu liefern, da es sich für ihn hierbei um einen irreführenden, da generalistischen Begriff mit unklarem Bedeutungsbereich handelt.

Merton beschreibt Wissenschaft als:

- Einen Komplex spezifischer Methoden, mit deren Hilfe Wissen gesichert wird.
- Einen Vorrat an akkumuliertem Wissen, der aus der Anwendung dieser Methoden hervorgegangen ist.
- Einen Komplex kultureller Werte und Verhaltensmaßregeln, denen die als wissenschaftlich bezeichneten Aktivitäten genügen müssen.
- Jede beliebige Kombination der genannten Momente. (vgl. Merton 1985: 87)

Von wissenssoziologischer Relevanz seien jedoch nicht die wissenschaftlichen Methoden an sich, sondern die Verhaltensregeln, in welche diese Methoden eingebettet sind. Wissenssoziologisch besonders interessant ist es daher, sich zuerst mit der *Wissenschaft als autonome Institution*, also als System, in dem spezifische Verhaltensregeln und Normen gelten, zu befassen. (vgl. Merton 1985: 87f, vgl. Knoblauch 2005: 235)

Die Grundlage der Wissenschaft als Institution bezeichnet Merton als „Ethos“:

„Das Ethos der Wissenschaft ist jener affektiv getönte Komplex von Werten und Normen, der als für den Wissenschaftler bindend betrachtet wird. Die Normen haben die Gestalt von Vorschriften, Verboten und Grundsätzen, die bestimmen, was bevorzugt werden soll und was noch zulässig ist. Ihre Legitimität erwächst daraus, dass sie als Werte institutionalisiert sind.“ (Merton 1985: 88)

Diese Normen werden durch Vorschrift und Beispiel vermittelt und von den einzelnen Wissenschaftler/innen unterschiedlich stark oder schwach internalisiert. Durch die Internalisierung dieser Normen entsteht für jede/n Wissenschaftler/in sein/ihr wissenschaftliches „Gewissen“ oder wie es Merton, angelehnt an Freud, nennt: das „Über-Ich“. Dabei ist das wissenschaftliche Ethos zwar nicht kodifiziert, lässt sich jedoch aus dem *Konsensus der wissenschaftlichen Gemeinschaft* erschließen (vgl. Merton 1985: 88)

Die Beschaffenheit dieses Ethos der Wissenschaft und allgemein ihrer institutionellen Strukturen ist abhängig von den gesellschaftlichen Strukturen, in die die Wissenschaft eingebettet ist:

„Die besten Entwicklungsmöglichkeiten hat die Wissenschaft in einer demokratischen Ordnung, die das Ethos der Wissenschaft integriert hat.“ (Merton 1985: 89)

Dieses Ethos ist für Merton normativ begründet. Mertons Normenverständnis für die

Wissenschaft nimmt dabei – als Schüler Talcott Parsons’ – systemfunktionalistische Züge an. Mit dem so genannten *AGIL-Schema* beschrieb Parsons, die vier Funktionen eines beliebigen Systems, die es erfüllen muss, um als Einheit bestehen zu können:

1) *Adaptation (Anpassung)*, 2) *Goal-Attainment (Zielerreichung)*, 3) *Integration (Kohäsion)* und 4) *Latent Pattern Maintenance (Aufrechterhaltung)*. Ein System, also auch das Wissenschaftssystem 1) habe sich an äußere Einflüsse anzupassen, 2) muss Ziele definieren und erreichen können, 3) muss als nach außen abgeschlossene, innerlich zusammengehaltene Einheit auftreten können und 4) dabei grundlegende Werte, Normen und Strukturen aufrechterhalten. (vgl. Parsons 1967)

Merton sieht im *wissenschaftlichen Ethos* ebenfalls vier institutionell-normative Imperative inkorporiert: 1) Universalismus, 2) Kommunismus, 3) Uneigennützigkeit und 4) organisierten Skeptizismus (vgl. Merton 1985.: 90ff)

Universalismus

„Der Universalismus drückt sich unmittelbar in dem Grundsatz aus, dass Wahrheitsansprüche, gleich welcher Herkunft, vorab aufgestellten, unpersönlichen Kriterien unterworfen werden müssen: sie müssen mit der Beobachtung und dem bisher bestätigten Wissen übereinstimmen. [...] Objektivität schließt jeden Partikularismus aus.“ (ebd.: 90)

Universalismus bedeutet für Merton die Unvoreingenommenheit gegenüber Wissenschaftler/innen und ihren wissenschaftlichen Leistungen. Eine Unvoreingenommenheit und Offenheit, die in einer Wissenschaft als Institution, deren unpersönlicher Charakter bewahrt werden will, aufrechterhalten werden muss.

Weder darf ethnozentristischen, nationalistischen Überzeugungen Vorschub geleistet werden, noch dürfen wissenschaftliche Karrieren aus anderen als Gründen des Talents behindert werden. Der freie Zugang zu wissenschaftlicher Betätigung muss als funktionaler Imperativ verstanden werden, der sowohl Zweckmäßigkeit als auch Moral in sich vereint. (vgl. ebd.: 92)

Darüber hinaus handelt es sich bei universalistischen Ansprüchen nicht nur um einen wissenschaftlichen Imperativ, sondern auch um ein allgemein demokratisches Leitprinzip, „[w]ie unzulänglich auch immer er in die Praxis umgesetzt werden mag.“ (ebd.: 93). So müssten, angesichts sich wandelnder materieller Bedingungen, neue Organisationsformen gefunden werden, die eine Aufrechterhaltung der Chancengleichheit gewährleisten können. (vgl. ebd.: 93)

Kommunismus

Wissenschaftliche Erkenntnisse sind Produkte gesellschaftlicher Kooperation, für Wissenschaftler/innen besteht weitgehend kein Eigentumsrecht.

„Die Ansprüche des Wissenschaftlers auf ‚seinen‘ geistigen ‚Besitz‘ beschränken sich auf Anerkennung und Ansehen.“ (ebd.: 94)

Angesichts dieser Umstände ist es, so Merton, verständlich und klar, dass es zu Prioritätsstreitigkeiten und Konkurrenzorientierung kommt. Die Mitteilung und Verbreitung von Forschungsergebnissen erhält so, abgesehen von der notwendigen Erfüllung des Veröffentlichungsgebots als wissenschaftlicher Norm, einen weiteren Anreiz, nämlich den der Anerkennung in der öffentlichen Sphäre. (vgl. ebd.: 94)

Da man als Wissenschaftler kein Alleingänger, sondern abhängig vom bereits bestehenden, kumulierten wissenschaftlichen Wissensvorrat – im Sinne Kuhns – ist, ist Bescheidenheit angebracht. (vgl. ebd.: 95) Und zwar eben nicht nur aus Gründen des Anstandes, sondern genau weil wir – wie Newton vielerorts zitiert wird – auf den Schultern von Giganten stehen und diesen Tribut zu zollen haben. Problematisch wird der Kommunismus als wissenschaftliches Ethos ab dem Moment, in dem man Wissenschaft als Teil einer kapitalistischen Ökonomie wahrnimmt, in der beispielsweise technische Entwicklungen kein gemeinschaftliches Gut, sondern per definitionem Privateigentum darstellen. In diesem Sinne sind Patente, die über Rechte von Nutzung oder Nichtnutzung entscheiden, als „Behinderung von Wissenschaft“ zu verstehen. (vgl. ebd.: 95)

Uneigennützigkeit

Uneigennützigkeit als Grundvoraussetzung für Wissenschaft ist nicht als altruistische Persönlichkeitseigenschaft der einzelnen Wissenschaftler/innen zu interpretieren, sondern als ein System institutioneller Kontrolle:

„Denn wenn die Institution uneigennütziges Handeln einmal zur Pflicht macht, liegt es im Interesse der Wissenschaftler, dieser Forderung zu genügen - bei Strafe von Sanktionen und, sofern sie die Norm verinnerlicht haben, bei Strafe psychologischer Konflikte.“ (ebd.: 96)

Darüber hinaus haben Wissenschaftler/innen sich, anders als die meisten Berufsgruppen nicht vor Laien sondern Fachkollegen rechtfertigen. (vgl. ebd.: 97) Nach Merton begünstigt verschärfte Beobachtung die Umsetzung der Uneigennützigkeitsnorm.

Organisierter Skeptizismus

Beim organisierten Skeptizismus handelt es sich sowohl um ein methodologisches, als auch um ein institutionelles Gebot. Insbesondere bezieht Merton seine Ausführungen auf Konflikte die durch die Institution Wissenschaft ausgelöst wird, wenn sie andere institutionalisierte Bereiche, wie die Kirche, hinterfragt, ohne dabei Rücksicht auf eine kirchlich institutionalisierte Trennung zwischen Heiligem und Profanem, also zwischen nicht zu Hinterfragendem und Hinterfragbarem zu nehmen. (vgl. ebd.: 99)

3.2. WISSENSCHAFT ALS SOZIALE ORGANISATION IM WANDEL

Als gesellschaftliches Teilsystem ist auch Wissenschaft einem gesellschaftlichen Wandel unterworfen. Von welchen Veränderungen Wissenschaft als soziale Organisation betroffen wurde, soll in diesem Kapitel behandelt werden. Spezielle Aufmerksamkeit gilt hierbei dem Wandel der wahrheitssuchenden Wissenschaft hin zu einer zusätzlich auch anwendungsorientierten Wissenschaft, mit dem zweiten Weltkrieg als entscheidender Wendepunkt.

3.2.1. STRUKTURWANDEL DES FORSCHUNGSSYSTEMS

Das moderne Wissenschaftssystem hat sich im Laufe der Geschichte strukturell stark verändert. Diesen Wandel unterteilen Böschen und Wehling in drei Phasen:

Bei der ersten Phase handelt es sich um die frühmoderne Konstitutionsphase, sie dauert bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Die neuzeitliche Wissenschaft grenzte sich strikt von externen religiösen und politischen Einflussnahmen ab und begründete so ihre Autonomie und ihren Objektivitätsanspruch (vgl. Böschen/Wehling 2004: 11)

Die zweite Phase, von Mitte des 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert, orientierte sich an einem Idealtyp disziplinär differenzierter und spezialisierter wahrheitsorientierter Grundlagenforschung. Dieser Typus akademisch-disziplinärer Forschung wurde jedoch nach 1945 zurückgedrängt, beziehungsweise überlagert von einer dritten Phase in Form der Großforschung, die dem Wahrheitsdiskurs der Wissenschaft einen Nützlichkeitsdiskurs an die Seite stellte. (vgl. ebd.: 12)

Im Vorwort der deutschen Ausgabe von Mertons „Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen“ (1985 erschienen) bezeichnet Nico Stehr das 20. Jahrhundert als das „Jahrhundert der Wissenschaft“. Mittlerweile sind wir zwar schon im 21. Jahrhundert angekommen, doch die Aussage lässt sich problemlos auch für dieses Jahrhundert fortschreiben, und gilt genaugenommen auch schon für vergangene Jahrhun-

derte. Denn bereits in den 1940er Jahren entdeckte Fremont Rider, dass die wissenschaftliche Produktion – gemessen an der Anzahl von erschienenen Publikationen – seit mehreren hundert Jahren um konstante 3,5 Prozent wächst. Was nichts geringeres zu bedeuten hat, als dass alle 20 Jahre immer wieder so viel wissenschaftliches Wissen „produziert“ wird wie jeweils in der gesamten Zeit davor. (vgl. Umstätter 2004).

In den Worten von de Solla Price, der in den 1950ern und 60ern ähnliche Berechnungen anstellte: Die Auseinandersetzung der Bevölkerung mit Wissenschaft wächst schneller als die Bevölkerung an sich. (vgl. de Solla Price 1962: 14)

Unrichtig wäre also die Behauptung, wir hätten es mit einem neuartigen, plötzlichen exponentiellen Wachstum der Wissenschaft zu tun. Vielmehr *explodiert* Wissenschaft bereits seit ihren Anfängen *immer wieder aufs Neue* (vgl. ebd.: 14):

„Science has always been modern; it has always been exploding into the population, always on the brink of its expansive revolution. Scientists have always felt themselves to be awash in a sea of scientific literature that augments in each decade as much as in all times before.“ (de Solla Price 1962: 15)

Was sich hingegen einem grundlegenden Wandel unterzogen hat, ist nicht das relative Wachstum und somit die relative Größe der Wissenschaft, sondern ihre Struktur und Organisationsform.

Wissenschaftliche Forschung und damit Wissenschaft als System hat sich zu einem prägenden Moment moderner Gesellschaft entwickelt, was nicht immer so war. Vor der in der Renaissance einsetzenden Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Forschung als gesellschaftliches Teilsystem, war Forschung vor allem eines, nämlich Privatsache. Die für die Forschung benötigten Finanzmittel wurden dabei entweder von den Forscher/innen selbst, oder von Mäzen/innen aufgebracht. Auch Bacons Programm, das sich für eine staatliche Finanzierung von Wissenschaft zur Lösung gesellschaftlicher Probleme einsetzte, erreichte vorerst nicht den Status einer verbindlichen Leitorientierung. (vgl. Krohn in Hohn/Schimank 1990: 13)

Die Humboldtsche Universität als letzte institutionelle Verkörperung einer wissenschaftlichen „Einsamkeit und Freiheit“, deren Forschungshandeln noch weitgehend unabhängig von außerwissenschaftlichen Gesichtspunkten war, war an die Lehre gekoppelt. Der Ressourcenbedarf und die nötige staatliche Finanzierung dieser Form universitärer Forschung konnte daher quasi als Trittbrettfahrer, gekoppelt an gesellschaftlich nützliche Ausbildungsleistungen, mitlegitimiert werden und blieb so relativ unauffällig. (vgl. Schelsky in Hohn/Schimank 1990: 13)

Seit Mitte des 20. Jahrhunderts jedoch lässt sich eine schnell voranschreitende Verwissenschaftlichung in zahlreichen Teilbereichen gesellschaftlichen Handelns feststellen, von Erziehung über Wirtschaft zu Massenmedien, weswegen Industrieunternehmen begannen, eigene Forschungsabteilungen einzurichten und auch Hochschulforscher/innen wandten sich vermehrt der anwendungsbezogenen Forschung zu.³ Der damit einhergehende gestiegene finanzielle Ressourcenbedarf konnte nicht länger „im Huckepack“ der Finanzierung von Ausbildungsleistungen mitgetragen und abgedeckt werden. (vgl. Böhme in Hohn/Schimank 1990: 14)

Es kam so zu der entscheidenden Entwicklung, dass „die Forschung ihren Finanzbedarf über Forschungsleistungen legitimieren musste und dabei oftmals der tatsächliche oder erwartete außerwissenschaftliche Nutzen von wissenschaftlichen Erkenntnissen hervorgehoben wurde.“ (Hohn/Schimank 1990: 14)

Der Legitimationszwang wissenschaftlicher Forschung war geboren. Wo für wen und in welchem Umfang geforscht wird, wird stark von forschungspolitischen Maßnahmen gesteuert:

„So streben forschungspolitische Akteure zum einen in sachlicher Hinsicht oft danach, die Beschäftigung von Forschern mit bestimmten Themen zu initiieren oder zu intensivieren.“ (Hohn/Schimank 1990: 16)

3.2.1.1. ENTSTEHUNG DER „BIG SCIENCE“

Die Entwicklung der Wissenschaft von einer *Little Science* hin zu einer *Big Science*, wie sie Derek de Solla Price in den 1960ern in seinem gleichnamigen Buch analysiert und benannt hat (de Solla Price 1962) beschreibt vor allem eines: Die Herausbildung einer Wissenschaft, die sich *planen* und *managen* lässt und die Wissen zu einem „Fließbandprodukt“ macht. (vgl. Umstätter 1999) Dieser Wandel ging dabei graduell vonstatten und betraf vorrangig den naturwissenschaftlichen Bereich sowie die Technikforschung, jedoch nicht ohne Folgen für sämtliche andere Disziplinen.

Big Science kann mit *Großforschung* übersetzt werden und unterscheidet sich von der *Little Science* dahingehend, dass der Tätigkeitsbereich der individuelle Forschung

³ Einen detaillierten Überblick über den forschungspolitischen Wandel, wie er sich im konkreten Fall Österreich abspielte und abspielt, findet sich in einem aktuellen Paper von Ulrike Felt und Maximilian Fochler („Riskante Verwicklungen des Epistemischen, Strukturellen und Biographischen: Governance-Strukturen und deren mikropolitische Implikationen für das akademische Leben“, Wien 2009) Eine umfassende wenn auch weniger aktuelle Darstellung des Falles Deutschland in Bezug auf den Wandel seiner Forschungsinstitutionen ist bei Uwe Schimank und Hans-Willy Hohn nachlesbar („Konflikte und Gleichgewichte im Forschungssystem, Frankfurt/Main 1990)

immer mehr von großen wissenschaftlichen Forschungseinrichtungen übernommen wird. (vgl. de Solla Price 1962)

Als erstes berühmtes Beispiel für eine derartige Großforschung kann das 1942 eingeleitete Manhattan-Project zur Entwicklung der Atombombe genannt werden:

„Die Bereitschaft der USA, 150.000 Menschen für 2 Milliarden Dollar zu beschäftigen um die Atombombe zu bauen, machte in der Mitte dieses Jahrhunderts einen einmaligen Vorgang deutlich. Die Wissenschaft sagte ein Ergebnis voraus, von dem die Gesellschaft verlangte, dass es in gemeinsamer wissenschaftlicher Leistung erbracht wird.“ (Umstätter auf: <http://www.ib.hu-berlin.de/~wumsta/price25.html>)

Aus diesem Planungswunsch heraus entwickelte sich ein Wissenschaftsmanagement, wie es heute den wissenschaftlichen Forschungsbereich dominiert.

3.2.1.2. UNSICHTBARE AKADEMIEN

De Solla Price prägte neben dem Begriff der *Big Science* auch den der *Invisible Colleges*, also der unsichtbaren Akademien. Diese formieren sich als unsichtbare Organisationen um einen Kreis von Wissenschaftler/innen. Ziel dieser Netzwerke ist es, das wissenschaftliche Prestige der beteiligten Personen abzusichern sowie das aus der Flut an Publikationen entstandene Kommunikationsproblem der Wissenschaft mithilfe dieser Netzwerke ansatzweise zu lösen.

Die Ausgangslage von Wissenschaftler/innen stellt de Solla Price wie folgt dar: Für die eigene wissenschaftliche Tätigkeit gilt als Voraussetzung auch die Arbeiten anderer zu lesen, und das reichlich. Nimmt man dies jedoch zu ernst, findet man sich schnell in einer schwierigen Lage:

„The man arriving at the research front finds others with the same basic training in the same subject looking at the same problems and trying to pick apples off the same tree. He will want to monitor the work of these similar individuals who are his rivals and his peers. He will want to leapfrog over their advances rather than duplicate them. How many such individuals can be so handled? I suggest that the answer is on the order of a hundred. Surely he can read one paper for every one he writes. Just as surely, he cannot efficiently monitor 10,000 papers for each one of his own, at which rate the good man who writes 100 papers in a lifetime would be reading a million or more than 60 a day.“ (de Solla Price 1962: 71)

Ein Lösungsansatz ist es, so de Solla Price weiter, mit anderen Kollegen Kollaborationen einzugehen um den Forschungsaufwand auf mehrere Forscher/innen zu

verteilen. Als Kommunikationsbasis für derartige Kollaborationen entstehen nicht selten neue wissenschaftliche Organe, allen voran wissenschaftliche Zeitschriften:

„*Since the seventeenth century, the besetting sin of all journal creators has been to imagine that theirs was a journal to end all journals in that particular realm of subject matter.*“ (de Solla Price 1962: 73)

Dabei agiert die Überlappung von Forschungsthemen in verschiedenen Disziplinen als eine Art natürliches Embargo „against the urge that man has to divide and conquer.“ (vgl. de Solla Price 1962: 74)

Um diese Gruppierungen entstehen Zeitschriften, ebenso wie Summer Schools und Forschungszentren, um Gelegenheiten und Möglichkeiten für einen gegenseitigen Austausch und gegenseitiges Kennenlernen zu schaffen. Die Royal Society mit ihrer Gründung der ersten wissenschaftlichen Zeitschrift überhaupt, der „*Philosophical Transactions*“⁴, die als eine erste Form dieser „unsichtbaren Akademien“ betrachtet werden kann.

Diese Akademien übernehmen eine wichtige Funktion innerhalb des wissenschaftlichen Systems:

- Sie sorgen für ein Gefühl der *Anerkennung* in der Kollegenschaft.
- Sie verleihen *Prestige*.
- Sie lösen effizient die *Kommunikationskrise*, indem sie das wissenschaftliche Feld auf eine überschaubare, noch im Rahmen persönlicher Beziehungen administrierbare Größe reduzieren. (vgl. de Solla Price 1962: 85)

De Solla Prices Begriff der *Invisible Colleges* beschreibt das, was heutzutage als akademische Think Tanks bezeichnet wird. Solche Gruppierungen sind tendenziell elitär. „So much for the elite, what of the masses?“ fragt schon de Solla Price (1962: 86). Die Auflösung der wissenschaftlichen Kommunikationskrise in elitäre Strukturen löst das Kommunikationsproblem der Wissenschaft nämlich nur partiell, für Wissenschaftler/innen in der jeweiligen in-group, nicht jedoch für die übrigen Forscher/innen. *Invisible Colleges* haben in der Wissenschaft somit antidemokratische Wirkung, womit de Solla Price Mertons normativer Demokratie-Anforderung genau widerspricht, ja sie sogar als unmöglich für die Wissenschaft bezeichnet:

⁴ Die Entstehungsgeschichte der „*Philosophical Transactions*“, die eng mit der Institutionalisierung von Gutachterstrukturen verbunden ist, ist in Kapitel 4.3.1.1. dieser Arbeit nachzulesen.

„The growth of cities in a country provides a useful model for the growths of scientific blocks within science. [...] About this process there is the same sort of essential, built-in undemocracy that gives us a nation of cities rather than a country steadily approximating a state of uniform population density. Scientists tend to congregate in fields, in institutions, in countries, and in the use of certain journals. They do not spread out uniformly, however desirable that may or may not be.“ (1962: 57ff)

Entsprechend der Theorie des positiven Feedbacks, können solche Gruppierungen umso mehr Macht akquirieren, je mehr Macht sie besitzen. Wer hat, dem wird gegeben und wer nicht hat, der erhält weiterhin nichts. Problematisch ist diese Entwicklung vor allem unter der Annahme, dass wissenschaftlicher Erfolg nicht unbedingt mit wissenschaftlicher Leistung gleichzusetzen ist (vgl. de Solla Price 1962: 105ff)

3.2.2. VERSUCH EINER STATUS QUO-BESTIMMUNG: DRITTMITTELABHÄNGIGKEIT, EXZELLENZ UND MESSBARKEIT IM WISSENSCHAFTSALLTAG

Angesichts der Finanzknappheit im Wissenschaftssystem werden Ressourcen zunehmend in Abhängigkeit von Forschungsleistungen an Wissenschaftler/innen verteilt. (vgl. Jansen et al. 2007: 125)

Gleichzeitig bieten Anstellungen durch Universitäten nicht mehr die gleiche finanzielle Sicherheit wie einst.

„Planstellen werden ja halbiert, geviertelt, dreiviertelt oder sonstwas. Das heißt, wenn man eine Stelle bewilligt hat, hat man zwei Leute mit 20 Stunden drauf, die beide über 40 Stunden arbeiten aber eben nur die Hälfte verdienen. So funktionieren die Planstellen.“ (Interview 4: 1)⁵

Drittmittel sind also für viele Forscher/innen zu einer absoluten Notwendigkeit geworden. Ein weiterer Interviewpartner artikuliert dieses Problem etwas überspitzt:

„Die meisten kommen vor lauter Antrageschreiben kaum zum Forschen.“ (Interview 1: 1)

Tegelbekkers titelte bereits 1993: „Hochschulfinanzierung. Ohne Drittmittel paralysiert.“ Im Zuge der Entwicklung zur immer stärkeren Abhängigkeit von Drittmitteln durch Universitäten und ihre Forschenden, ist das erfolgreiche Eintreiben von Drittmitteln ebenfalls zu einem universitätspolitisch willkommenen Performanzindikator zur Beurteilung von Forschungsleistungen avanciert (vgl. Jansen et al. 2007,

⁵ Die Zahlenangaben zum Interview beziehen sich auf die Reihenfolge der Durchführung sowie das Interviewtranskript. Interview 4: 1 meint eine Aussage des Interviewpartners 4, die sich auf Seite 1 des Transkripts befindet.

vgl. Rassenhövel/Dyckhoff 2006). Das erklärte Ziel ist dabei, wissenschaftliche Exzellenz messbar zu machen:

„Der Begriff der ‚Exzellenz‘ ist in den letzten Jahren zu einem der zentralen Elemente des politischen Diskurses über Wissenschaft geworden, wobei die Erreichung dieses Ziels [...] immer mit Monitoring und Evaluierung verknüpft wird.“ (Felt/Fochler 2009: 9)

MacDonald sieht die Ursache dieser Entwicklung in der Tatsache, dass die akademische Elite, die früher dafür gesorgt hat, dass Universitäten und Akademien ihre Ressourcen zugunsten des „freedom of thought“ selbst verwalten können, mitsamt des Humboldtschen Universitätsmodells ausgestorben ist. Jetzt produziere die höhere Bildungsindustrie vor allem Massenware ohne den Anspruch der Forschungsfreiheit:

„The university has become a business selling education, and academics mere employees. Employees have to be managed, and their performance measured.“ (MacDonald 2007: 703)

Diese „neue Messbarkeit“ tritt in verschiedenen Gestalten auf: Universitäts-Rankings, Wissensbilanzen oder Indikatorensysteme zur Messung wissenschaftlichen Outputs. Felt und Fochler sehen darin eine Übertragung von Instrumenten privatwirtschaftlicher Unternehmensführung auf das akademische Wissenschaftssystem. Sie bezeichnen das Verwenden von Kennzahlen und Statistiken als zentrale Technik wissenschaftlichen Regierens kurz „Regieren nach Zahlen“ und berufen sich auf den Wissenschaftsforscher Theodor Porter, der darauf hinwies, dass so etwas bestünde wie ein „kulturelles Vertrauen in Zahlen“. Ein sich Berufen auf Zahlen, die ja Fakten-Charakter besitzen, ermöglicht dabei – allerdings nur scheinbar – eine Depolitisierung politischen Handelns. Dabei wird jedoch übersehen, dass Zahlen niemals in der Lage sein können, komplexe akademische Alltagspraktiken wiederzuspiegeln. (vgl. Felt/Fochler 2009: 11)

Das wäre nämlich, wie Weick es nennt, eine „mindless organization“:

„You can borrow the simplicities, but you can’t borrow the confused complexity, that gives meaning to the profound simplicity.“ (Weick in MacDonald 2007: 703)

Abgesehen vom unzureichenden Potenzial quantitativer Indikatoren für die Abbildung der sozialen akademischen Realität, habe ihre Durchsetzung eine entscheidende Nebenwirkung: Diejenigen Aspekte oder Handlungsformen wissenschaftlicher Forschung, die sich leichter quantifizieren lassen, treten in den Vordergrund, während

andere Aspekte und Tätigkeiten, die sich weniger leicht oder gar nicht quantifizieren lassen, regelrecht in die Unsichtbarkeit verbannt werden. (vgl. Felt/Fochler 2009: 12)

„Die Hypothese liegt nahe, dass sich durch dieses ständige ‚Einüben‘ des Ziels der Akkumulation quantitativ gut bewerteten Outputs letzten Endes auch die Form wissenschaftlicher Wissensproduktion selbst und damit letztlich das produzierte Wissen verändert.“ (Felt/Fochler 2009: 14)

3.3. MACHT UND BELOHNUNG IN DER WISSENSCHAFT

Das Wissenschaftssystem als sozialer Raum verfügt über Machtstrukturen, die den Zugang zu wissenschaftlichen Produktionsmitteln kontrollieren. Nicht jeder Wissenschaftler hat die gleichen Möglichkeiten im Forschungssystem zu agieren. Wie sich die Machtposition des einzelnen erschließt, wird im Folgenden mit Bourdieu dargestellt.

In weiterer Folge wird das mit Machtstrukturen eng verknüpfte Belohnungssystem der Wissenschaft mit Merton beschrieben, sowie die Implikationen des Bestehens solcher Macht- und Belohnungsstrukturen für das in der Wissenschaft produzierte Wissen diskutiert.

3.3.1. MACHTFELDER IM WISSENSCHAFTSSYSTEM

Bourdieu stellt die soziale Welt als mehrdimensionalen Raum dar, in dem Akteur/innen eine relative soziale Stellung einnehmen, die sich aus ihren verfügbaren Ressourcen, den *Kapitalien*, berechnet. Innerhalb dieses mehrdimensionalen sozialen Raumes wirken gewisse Kraft- und Konkurrenzfelder. (vgl. Bourdieu 1992: 11, vgl. Fröhlich 2003: 117)

Auch das wissenschaftliche Feld zeichnet sich durch solche Kräfte aus und positioniert seine Akteur/innen anhand ihres akkumulierten Kapitals. Hierbei ist nicht materielles Kapital, sondern symbolisches Kapital von besonderer Bedeutung. Die soziale Position, die ein/e Wissenschaftler/in im wissenschaftlichen Feld einnimmt, definiert sich über symbolische Kapitalerrungenschaften in Form von Reputation, Ehre, Prestige, Distinktion und anerkannter Originalität (vgl. Fröhlich 2003: 118)

Darüber hinaus verfügt das wissenschaftliche Feld über vielschichtige Status- und Hierarchiesysteme, gekennzeichnet „durch eine Vielzahl von Hierarchien und das Nebeneinander praktisch unvereinbarer Machtformen, zwischen interner Anerkennung und externem Ansehen.“ (Fröhlich 2003: 120, vgl. Bourdieu 1988: 58). Diese Machtformen können als 1) universitäre Macht, 2) nationale und 3) internationale

Reputation, sowie 4) intellektuelle Prominenz zusammengefasst werden:

- 1) Universitäre Macht waltet über die Instrumente, mit denen sich das universitäre System reproduzieren lässt (Prüfungsberechtigung, Stipendienvergabe-kommission etc.). Ihre Akkumulation bestimmt sich, so Bourdieu, nach verbrachten Sitzungszeiten.
- 2) Nationale Reputation und
- 3) internationale Reputation sind in sich Gegenstand symbolischer Kämpfe. Wer national wissenschaftliche Macht besitzt, muss diese noch lange nicht auch auf internationalem Niveau besitzen und vice versa. Dementsprechend sind in der Wissenschaft gegenseitige Diskreditierungsversuche zwischen nationalem und internationalem Feld zu beobachten. (vgl. Fröhlich 2003: 120)
- 4) Intellektuelle Prominenz gilt vor allem im philosophischen Feld als bedeutendes Machtmittel. So sei es außerhalb Frankreichs weitgehend unbekannt gewesen, dass „all die intellektuellen Heroen [...] Althusser, Barthes, Deleuze, Derrida, Foucault lediglich Außenseiterpositionen in der Universität innehat-ten und dass diese Institution ihnen nicht selten offiziell untersagte, beispiels-weise Doktorarbeiten zu betreuen.“ (Bourdieu 1988: 18)

Eine Orientierung an der internationalen Wissenschaft ist für Bourdieu also eine von mehreren möglichen Strategien zur Erringung wissenschaftlichen Kapitals. Dabei ist die Wissenschaft, durch ihren Charakter als symbolisches Feld, auch bestens geeignet für symbolische Strategien wie die der Vortäuschung, des Bluffs. (vgl. Fröhlich 2003: 121)

3.3.2. WISSENSCHAFT ALS BELOHNUNGSSYSTEM

In den Wissenschaften ist die Anerkennung der Fachkollegenschaft die stärkste Währung:

„Sowohl das Selbstbild der Wissenschaftler als auch ihr Bild in der Öffentlichkeit werden weitgehend durch das von bedeutenden Fachgenossen gemeinsam bekräftigte Zeugnis geprägt, demzufolge sie die strengen institutionalen Anforderungen ihrer Rollen in unterschiedlichem Maße erfüllt haben.“ (ebd.: 147)

Der Nobelpreis ist dabei die mit dem meisten Prestige behaftete wissenschaftliche Ehrung – doch nicht alle ausgezeichneten, einflussreichen Wissenschaftler/innen können ihn erhalten. Merton bezeichnet diese Tatsache als das „Phänomen des ein-

undvierzigsten Sitzes“, eine Anspielung auf die Mitgliederanzahl der Académie française, die seit jeher auf vierzig festgelegt wurde. So kam es, dass es im Laufe der Zeit für einige Gelehrte trotz ihrer herausragenden Leistung aufgrund der strengen Mitgliederbegrenzung nicht für die Aufnahme reichte, sie wurden so zu Inhabern des sogenannten einundvierzigsten Sitzes. Zu ihnen zählen unter anderem Descartes, Rousseau und Proust. (vgl. ebd.: 148f.)

Ein weiteres mögliches Phänomen, das im Verlauf einer wissenschaftlichen Karriere auftreten kann, ist der *Einrast-Effekt*: Hat man einmal ein bestimmtes Anerkennungsniveau erreicht, ist es zumeist unwahrscheinlich, in der weiteren Laufbahn darunter zu sinken. Trotz der Möglichkeit dieses Effektes hält Merton das Belohnungssystem nicht für starr, denn „es regt im Allgemeinen zu fortgesetzter Anstrengung an.“ (ebd.: 151) Trotzdem begünstigt dieses *Reward System* – ob gewollt oder nicht – eine Ungleichverteilung von Karrierechancen, da Anerkennung und Belohnung eben doch nicht nur symbolischen Wert besitzen, sondern sich darüber hinaus zu konkreten Aktivposten instrumentalisieren lassen. (vgl. ebd.: 151)

Der Zugang zu wissenschaftlichen *Produktionsmitteln*, wie Merton sie nennt, wird so nicht allen im gleichen Maße gewährt – ein Umstand, der die Wissenschaft zum klaren Klassensystem macht, und einer, „der gerade vor dem Hintergrund der tiefgreifenden Wandlung von der ‚kleinen‘ zur ‚großen‘ Wissenschaft, die auf den Zugang zu kostspieligen und häufig zentralisierten Anlagen angewiesen ist, ganz besondere Bedeutung gewinnt.“ (ebd.: 151)

Der „Matthäus-Effekt“

„Es ist merkwürdig, wie die Welt Ansehen vergibt. Sie verleiht es eher denen, die [schon] berühmt sind.“ (Nobelpreisträger zit. nach Merton 1985: 152)

Seine Forschungen zu Nobelpreisträger/innen lieferte Merton reichlich Analysematerial, aus dem er unter anderem auch den später viel zitierten *Matthäus-Effekt* herauslas.

Besagter Effekt zeigt seine Relevanz innerhalb der Wissenschaft in mehrfacher Hinsicht:

- innerhalb des Belohnungssystems
- innerhalb des Kommunikationssystems

Innerhalb des Belohnungssystems steht der Matthäus-Effekt für die ungleiche Anerkennung wissenschaftlicher Beiträge, die in Abhängigkeit vom Bekanntheitsgrad der Wissenschaftler/innen stehen: Handelt es sich um eine/n bekannte/n Wissenschaftler/in, wird seinem/ihrem wissenschaftlichen Beitrag unverhältnismäßig viel Anerkennung zu Teil. Handelt es sich hingegen um eine/n (noch) namenlose/n Wissenschaftler/in, ist genau das Gegenteil der Fall und die Anerkennung fällt unverhältnismäßig gering aus. (vgl. ebd.: 155)

Untersuchungen von Harriet Zuckermann zeigten, dass Nobelpreisträger/innen, die sich dieses Effektes bewusst waren, gezielt versuchten dagegen anzukommen, in dem sie in Publikationen ein anderes, weniger bekanntes Mitglied der Autor/innenschaft dessen Namen an die erste Stelle setzen ließen. Dennoch reicht das Wohlwollen dieser Gruppe der „privilegierten“ Preisträger/innen keineswegs aus, um das Ungleichgewicht bei der Zuweisung von Anerkennung tatsächlich wirksam auszugleichen. (vgl. ebd.: 155f)

Merton liefert eine Skizze des/der privilegierten Wissenschaftlers/Wissenschaftlerin als *Typus*:

Er/Sie ist selektiv bei Forschungsaufträgen und wählt eher die, die ein gewisses Risiko in sich bergen, als die, bei denen nichts „schief“ gehen kann. Sein/Ihr Ziel ist es eher, Probleme zu *finden*, als bloß bereits vorhandene Probleme zu *lösen*.

Er/Sie leidet weniger als unbekannte Wissenschaftler/innen an dem *insanabile scribendi cacoethes*, dem Schreibkitzel. Für ihn/sie gilt, was die Anzahl der Publikationen betrifft: Weniger ist mehr.

Die genannten Gründe machen den weiteren Erfolg bekannter Wissenschaftler/innen im Grunde genommen zu nichts anderem als einer Self-fulfilling Prophecy, die aus der Erwartungshaltung des sozialen Umfeldes entsteht. So geschieht es, dass der Inhalt eines Artikel im Rahmen einer Bewertung in den Hintergrund rückt und dem Bekanntheitsgrad seiner Verfasser/innen mehr Bedeutung beigemessen wird. (vgl. ebd.: 163ff)

Der Matthäus-Effekt bleibt nicht ohne schwerwiegende Folgen für die Institution Wissenschaft als Schichtungssystem. Wissenschaftliche Ressourcen und Talente neigen dazu, sich auf wenige Zentren zu konzentrieren. So kommt es, um in Mertons Analogie zu sprechen, dazu dass die Armen ärmer, und die Reichen reicher werden.

„Die sozialen Selektionsvorgänge, die die Konzentration wissenschaftlicher Spitzentalente verstärken, beeinträchtigen alle Bemühungen, den institutionellen Konsequenzen des Matthäus-Effekts entgegenzuwirken und neue wissenschaftliche Zentren von Rang aufzubauen.“ (ebd.: 170)

Der Matthäus-Effekt hat also nur auf der Ebene individueller Karrieren Konsequenzen, sondern auch auf der Ebene wissenschaftlicher Inhalte, die im Sinne der Wissenschaft als Kommunikationssystem vermittelt und verbreitet werden. Schnell wird klar, dass die Auswirkungen des Matthäus-Effektes innerhalb des Belohnungssystems auch auf die Kommunikationsebene durchsickern: Beiträge bekannter Wissenschaftler/innen werden eher wahrgenommen, als Beiträge unbekannter Wissenschaftler/innen. Müssten nun bekannte Wissenschaftler/innen, die im vorigen Beispiel noch ihren unbekannten Koautor/innen aus Wohlwollen angeboten haben, ihren Namen an erste Stelle zu setzen, nicht jetzt genau Gegenteiliges veranlassen, um ihren Bekanntheitsgrad für die möglichst weitreichende Verbreitung und Rezeption der Forschungsergebnisse zu instrumentalisieren?

„Es ist dies nicht das erste Beispiel dafür, dass ein gesellschaftliches Muster im Hinblick auf bestimmte Aspekte des sozialen Systems funktional und im Hinblick auf bestimmte Individuen innerhalb dieses Systems dysfunktional sein kann. Eben dies ist ja auch ein zentrales Motiv der klassischen Tragödie.“ (ebd.: 158)

Es stellt sich also die Frage: Was dagegen tun? Schon 1973 erkennt Merton, dass angesichts der Masse an wissenschaftlichen Publikationen, die berufliche Reputation eines/einer Autors/Autorin einen willkommenen Anhaltspunkt dafür darstellt, was gelesen werden *soll* – denn bewältigt werden kann ohnehin nur ein Bruchteil. So wird dem Matthäus-Effekt als Orientierungshilfe eine immer wichtiger werdende Rolle im wissenschaftlichen Kommunikationssystem zuteil. (vgl. ebd.: 159)

Dabei geht es nicht bloß darum, dass manche Arbeiten nicht gelesen werden und manche schon, sondern um die Implikationen, die dieser Selektionsmechanismus für die Entwicklung der Wissenschaft hat. Für sie zählen nämlich ausschließlich jene Arbeiten, die „hier und jetzt von anderen Wissenschaftler/innen wahrgenommen und weiterverwendet werden.“ (ebd.: 160) Denn nur Wahrgenommenes und Genutztes kann in den Fundus der Wissenschaft „einverleibt“ werden und somit ihre Entwicklung „beschleunigen.“ (vgl. ebd.: 161)

4. DIE WISSENSCHAFTLICHE PUBLIKATION ALS HEGEMONIAL GEPRÄGTES DISKURSFELD

Publizieren heißt Wissen bewältigen. Je mehr wissenschaftlich gewusst wird, desto mehr wird auch wissenschaftlich publiziert. (vgl. de Solla Price 1963)

Derek de Solla Price (1963) war einer der ersten, der sich mit Publikationen als quantifizierbare Ergebnisse der Wissensproduktion (vgl. Nowotny 1999: 91) und deren historischer Entwicklung befasste. Er kam dabei zum Schluss, dass das Wachstum von Publikationen einer logistischen Kurve folgt. (vgl. de Solla Price 1963) Allerdings ging de Solla Price davon aus, dass ein solch exponentielles Wachstum, wie er es aufzeichnete, irgendwann zu einer Sättigung der Wissensproduktion führen müsste:

„In the real world things do not grow and grow until they reach infinity. Rather, exponential growth eventually reaches some limit, at which the process must slacken and stop before reaching absurdity. [...] Scientific doomsday is therefore less than a century away.“ (de Solla Price: 1963: 20)

Ohne de Solla Price eine bahnbrechende Entdeckung abzuerkennen, korrigiert Umstätter ihn dahingehend, dass wir aus heutiger Sicht von einer möglichen Sättigung wissenschaftlichen Wissens und damit auch wissenschaftlicher Publikationen weit entfernt sind. Außerdem würde sich Wissen heutzutage eher linear und nicht mehr exponentiell entwickeln, denn es ist so, dass mit jeder wissenschaftlichen Problemlösung durchschnittlich zwei neue Probleme entstehen. (vgl. Umstätter auf: <http://www.ib.hu-berlin.de/~wumsta/price25.html>)

Helga Nowotny weist darauf hin, dass das wissenschaftliche Publikationsfeld, solange es einem quantitativen Wandel unterliegt, es also wächst, immer auch mit einem qualitativen Wandel der Publikationspraxis einhergeht (vgl. 1999: 91f) Während Nowotny jedoch von einer Art Selbstregulierung des Wissenschaftssystems und einer Anpassung des Publikationssystems an die Bedürfnisse der Beteiligten ausgeht, machen andere auf bereits manifeste problematische Entwicklungen innerhalb des Systems wissenschaftlicher Publikationen aufmerksam, die mit einem Ungleichgewicht an Machtwirkungen verknüpft sind.

Meriläinen et al. argumentieren in ihrem Artikel „Hegemonic Academic Practices“, dass akademische Publikationsinstitutionen sich ununterbrochen durch hegemoniale Praxen reproduzieren und somit Zentrum-Peripherie-Beziehungen im Forschungssystem aufrechterhalten und verstärken. (vgl. Laclau/Mouffe 1985, Meriläinen et al. 2008: 585)

Im Zentrum befindet sich hierbei die anglophone Wissenschaft, im Sinne britischer und US-amerikanischer Forschung:

„Measuring and evaluating the work of academics on the basis of their publishing records within ‘top-tier’ (i.e. US and, to a lesser extent, UK) journals is an example of a powerful contemporary discursive formation.“ (Meriläinen 2008: 586)

Wissenschaftler/innen aus nicht-anglophonen Ländern sind dabei mit einer zusätzlichen Last konfrontiert, da sie sich bemühen, diese hegemoniale diskursive Formation mitaufzubauen und aufrechtzuerhalten. Sie tun dies, indem sie Texte in einer fremden Sprache und möglicherweise auch einer fremden Kultur diskursiv konstruieren. Dazu kommt, dass eine besonders spannende Aufbereitung von nicht-anglophonem „andersartigen“ empirischen Datenmaterial sehr wichtig ist, wenn es für US-amerikanisches und britisches Publikum ebenso relevant und interessant scheinen soll. Das Konzept der Hegemonie greift:

„Hegemonic practices are attempts to bring together strands of discourse into a totalizing set of meanings. The great emphasis in articles published in ‘top-tier’ journals by deans, department heads and by committees in the assessment of academic work is an example of this totalizing process.“ (Meriläinen 2008: 587)

Alasuutari weist darauf hin, dass die englische Sprache sowie das anglophone Kontextwissen eine wichtige Rolle für hegemoniale Praktiken spielen, da sie auf subtile und auch manchmal explizite Art und Weise darüber entscheiden, wessen Theorien zählen und wessen Arbeiten zitiert werden, wessen Erfahrungen wertgeschätzt und wessen empirisches Datenmaterial als interessant und relevant eingeschätzt wird. (vgl. Meriläinen 2008: 588, vgl. Alasuutari 2004)

4.1. ROLLE DER PUBLIKATION IN DER WISSENSCHAFT

Oppenheim schreibt der Publikation als wissenschaftlichem Kommunikationskanal vier Funktionen zu:

- Die Dissemination von aktuellem Wissen.
- Die Archivierung des Wissenskanons.
- Qualitätskontrolle durch die Kontrollprozesse der Veröffentlichung (Peer Review).
- Prioritäts- und Anerkennungszuweisung für die Arbeit der Autor/innen. (vgl. Oppenheim/Bence 2004: 348)

Harald Weinrich betont die Wichtigkeit der Austauschfunktion der Publikation als wissenschaftlicher Kommunikationskanal:

„Etwas wissen und es wissenschaftlich wissen, ist nichts wert, wenn es nicht auch den anderen Angehörigen der wissenschaftlichen Population bekannt gegeben wird.“ (Weinrich 1995: 3)

Wissenschaftliche Erkenntnisse sind also einem Veröffentlichungsgebot unterworfen. Bleibt Wissen jedoch privat oder geheim, dürfte es erst gar nicht als „wissenschaftlich“ bezeichnet werden. Doch diese Forderung geht – so Weinrich – über ein reines *Mitteilungsgebot* hinaus. Strikt gesehen müsste dabei auch sichergestellt werden, dass Ergebnisse für alle Wissenschaftler/innen, die sie potenziell für relevant halten können, auch zugänglich sind.

Das Gegenstück zum Veröffentlichungsgebot ist nämlich auf der Seite der Rezipienten ein Rezeptions- und Kritikgebot und diesem Gebot kann sich nur unterwerfen, wer auch Zugang zu den zu rezipierenden Ergebnissen hat.

Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts war das Publizieren, wie wir es heute kennen, nicht selbstverständlich. Wissen wurde aus Angst vor Ideendiebstahl oft zunächst zurückgehalten. Mit dem Entstehen von wissenschaftlichen Zeitschriften als institutionalisierten Publikationseinrichtungen, hat sich der Zugang der Wissenschaftler/innen zum Publizieren grundlegend gewandelt. Merton sah darin einen paradoxen Umstand: Je freier Wissenschaftler/innen ihren intellektuellen Besitz anderen zur Verfügung stellen, desto sicherer wird er dadurch zu ihrem tatsächlichen intellektuellen Besitz. (vgl. Merton 1977: 47)

Es sei eine Notwendigkeit geworden zu Publizieren, vor allem aus dem Grund, da Publikationslisten einen wesentlichen Faktor für die wissenschaftliche Karriere

darstellen. Die Publikation hat daher neben ihrer Funktion als wissenschaftlicher Kommunikationskanal zum Austausch von Wissen auch die Funktion symbolischer Kapitalakkumulation im Sinne Bourdieus. (vgl. Herb 2008)

In dieser Doppelfunktion soll eine Publikation also einerseits einen wertvollen Beitrag zum Archiv wissenschaftlichen Wissens leisten (vgl. Merton 1985, vgl. de Solla Price 1962) und damit die Wissenschaft „vorantreiben“, andererseits soll eine Publikation jedoch auch die eigene wissenschaftliche Karriere fördern. Die Vereinbarung beider Ziele ist mitunter nur schwer möglich, da es zu einer Konfliktsituation zwischen *Freiheitsanspruch* und *Verwertungsanspruch* des produzierten wissenschaftlichen Wissens kommen kann.

Der zunehmende Wandel des Wissenschaftssystem zu einem wirtschaftlich orientierten Leistungsbetrieb hat einen enormen Druck auf die einzelnen Wissenschaftler/innen gelegt, als Leistungsbeweis möglichst umfangreich zu publizieren und somit das humanistische Ideal freier Forschung in die Enge getrieben. Dazu kommt, dass die Erbringung dieser Leistungen durch quantitative Messkriterien und Rankings überwacht wird. (vgl. Felt 2010 auf: derstandard.at)

4.2. FORMEN WISSENSCHAFTLICHER PUBLIKATIONEN

Wissenschaftliche Publikationsformen zeichnen sich durch eine starke Heterogenität aus, die eine umfassende Analyse unmöglich macht, da die Bestimmung einer entsprechenden Grundgesamtheit schlichtweg nicht möglich ist.

Seit Ende der 70er und Anfang der 80er erhält diese Problematik vor allem im Bereich der bibliometrischen Forschung verstärkte Aufmerksamkeit. Zahlreiche Untersuchungen befassten und befassen sich mit der Analyse des geistes- und sozialwissenschaftlichen Literaturkorpus.

Hicks schlägt eine Unterteilung in vier distinkte *Literaturen*, also Publikationsformen der Geistes- und Sozialwissenschaften vor (vgl. Hicks 2005): *Journalartikel*, *Bücher*, *regionale Literaturen*, und *nicht-expertenorientierte Literatur*. Sie argumentiert, dass das Hinwegschaun über auch nur eine dieser Literaturen zu einer verzerrten Wahrnehmung der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung führen würde. Anders als in den Naturwissenschaften, so Hicks, gäbe es in den Geistes- und Sozialwissenschaften – unter anderem bedingt durch die Koexistenz einer Vielzahl an an-

erkannten Paradigmen – keine klare „Kernliteratur“. (vgl. Hicks 2005: 1)

Journalartikel

In diese Kategorie fallen nach Hicks ausschließlich international orientierte, peer-reviewte, großteils englischsprachige Artikel. Geht man nach der Leichtigkeit der bibliometrischen Erfassung und Evaluation, kann dieser Bereich der geistes- und sozialwissenschaftlichen Literatur als *Comfort Zone* bezeichnet werden. Die Zitationsanalyse als bibliometrisches Instrument ist exakt auf die Kategorie des international orientierten, englischsprachigen Journals ausgerichtet und zugeschnitten. Der Vorteil der englischsprachigen Journalliteratur gegenüber den anderen drei Literaturen besteht somit in seiner unkomplizierten Erfassbarkeit und Instrumentalisierbarkeit zu wissenschaftlichem Kapital.

Bücher

Die zweite Literatur-Kategorie umfasst Bücher (sowohl Monographien als auch Sammelbände). Laut einer 1971 durchgeführten Studie werden in Büchern transdisziplinäre Quellen wesentlich häufiger verwendet als in Artikeln:

„...in comparison to a journal article, a higher percentage of references from a book will be to work outside its specialty“ (Broadus 1971: 238)

In einer weiteren Studie von Cronin et al. (1997) wurde aus einer Buch- und einer Journal-Stichprobe (beide aus dem Feld der Soziologie) jeweils die top-zitierten Autor/innen ermittelt und miteinander verglichen – mit dem Ergebnis, dass diese kaum miteinander übereinstimmten. Bücher und Artikel arbeiten mit jeweils verschiedenen Quellen.

Dieses Ergebnis, sowie die in anderen Studien (Nederhof et al. 1989, Hicks&Potter 1991) ermittelten niedrigen Korrelationswerte zwischen Referenzen aus Journalen und Referenzen aus Büchern lassen darauf schließen, dass Journals und Buch-Publikationen sich so voneinander unterscheiden, dass sie sozusagen zwei getrennte *Welten* repräsentieren (vgl. Hicks 2005: 8).

In welcher Hinsicht diese beiden Welten sich unterscheiden, diese Frage untersuchte die bereits erwähnte Studie von Clemens et al. Hier wurden Journals und Bücher aus dem Fach der Soziologie überprüft. Während soziologische Journals den Eindruck

eines professionellen, technischen, kumulativen und konvergenten Feldes entstehen lassen, zeigen soziologische Bücher eher das Bild einer diversifizierten, intellektuell offeneren Ausrichtung. (vgl. Hicks 2005: 9)

Der Grund dafür: Werden die Chancen, einen Artikel in einer Zeitschrift veröffentlichen zu können über das Wettbewerbsprinzip ausgehandelt, so beruhen die Chancen ein Buch zu publizieren viel stärker auf den Faktoren *Reputation*, *Empfehlungen* sowie der *Möglichkeit der Förderung*. Artikelauteur/innen sind daher durchschnittlich jünger und darüber hinaus seltener an privaten Eliteuniversitäten beschäftigt, als Buchautor/innen. (vgl. Clemens et al. 1995: 484)

Bücher und Artikel haben, so Clemens weiter, unterschiedliche Funktionen im Wissenschaftssystem:

„Books and articles play different roles. Books are high-stake endeavors that, when successful, are effective in enrolling allies from neighboring fields. Articles, in contrast, discipline the troops, generating a common currency of evaluation. [...] To the extent that we care about scholarly reputation, both our discipline's and our own, neither genre should be ignored.“ (Clemens et al. 1995: 484)

Nationale Literaturen

Veröffentlichungen, die in der jeweiligen Vernakulärsprache eines Landes verfasst wurden, bilden nach Hicks einen eigenen Publikationstypus, der verstärkt an Trends und politischen Entwicklungen auf nationalstaatlicher Ebene orientiert ist. Dieser Typus „genuiner Forschung“, wie Moed ihn bezeichnet, habe allerdings mit Reichweiteproblemen zu kämpfen:

„Genuine scholarly research, regardless of the sub-discipline and the object of research, leads to results the relevance and implications of which go beyond a purely national viewpoint of interest. This may be less so for contributions of a more applied or practical nature. Therefore outcomes of genuine scholarly research, even those primarily related to national aspects, deserve to be communicated – in an appropriate form – to scholars in other countries as well“ (2005: 149).

Nicht-expertenorientierte Literatur (non-scholarly literature)

Die vierte Form geistes- und sozialwissenschaftlicher Literatur nach Hicks umfasst Journals, die von Wissenschaftler/innen verfasst, jedoch an Nicht-Spezialist/innen gerichtet sind:

„They are devoted to enlightenment or knowledge transfer to the non-scholarly public“ (Nederhof/Zwaan 1991: 335)

Dabei übernimmt diese anwendungsorientierte Literatur für die Geistes- und Sozialwissenschaften eine ähnliche Funktion und Rolle, wie das Patentieren für die Naturwissenschaften. Während jedoch naturwissenschaftliche Patentsysteme durch integrierte Zitationsstrukturen leichter evaluiert werden können, trifft das auf die nicht-universitäre Literatur nicht zu:

„[...] non-scholarly literature , being also national literature, is less well indexed, does not earn citations and has not yet earned respect as a valued output of scholarly work interacting with application.“ (Hicks 2005: 14)

Ausblick

Hicks betont, dass jeder der vier Literaturen eine spezifische Rolle im Wissenschaftssystem zukommt und eine Konzentration auf nur eine der Literaturen (einhergehend mit der Ignoranz der anderen drei Literaturen) die sozialwissenschaftliche Wissensproduktion grundlegend verändern wird:

„Although scholarship around the world is moving into SSCI indexed journals making standard bibliometrics more reasonable, the three other literatures still exist. If scholars seek to bolster their evaluations by abandoning the three other literatures in favor of SSCI journals, the resulting social science will differ from the social science of four literatures each serving specific ends.“ (Hicks 2005: 16)

In welchem Ausmaß sich die geistes- und sozialwissenschaftliche Wissensproduktion konkret ändern könnte, ist Gegenstand der Folgekapitel dieser Arbeit. Im Zentrum dieses Wandels steht der Bedeutungszuwachs standardisierter Messverfahren und die damit verbundene Verlagerung von Publikationsinteressen.

4.3. STANDARDISIERUNGSTENDENZEN IN DER PUBLIKATIONSKULTUR

Publikationen stellen im Wissenschaftsbetrieb sichtbare Leistungsausgaben dar. Besonders im Zuge der „Marktöffnung“ wissenschaftlicher Institutionen seit der Entwicklung der „Big Science“ mit Ende des zweiten Weltkrieges und der dadurch entstandenen Wettbewerbssituation, werden wissenschaftliche Publikationen als Konkurrenzmittel eingesetzt. In diesem Zusammenhang lässt sich auch das Bedürfnis nach einer praktikablen Vergleichbarkeit und Standardisierbarkeit des Konkurrenzmittels *Publikation* erklären. Hier sind zwei standardisierende Verfahren zu erwähnen, die aktuell die Publikationslandschaft – besonders im Feld der Zeitschriftenpublikationen – prägen: Peer Review und Zitationsanalyse.

Während Peer Review die akademische Meinung zur Qualität von Forschungsinhalten widerspiegeln soll, mit deren Hilfe über Veröffentlichung bzw. Nichtveröffentlichung entschieden wird, werden mittels Zitationsanalyse Aussagen über die Qualität bereits publizierter Forschungsinhalte auf Basis der gemessenen Nutzungsintensität getroffen.

„Peer-reviewers ‚perceive‘ quality (and editors count their votes); reader/authors ‚perceive‘ quality (and scientometricians count their citations.“
(Oppenheim/Bence 2004: 356f)

Es handelt sich laut Oppenheimer/Bence bei beiden Methoden im Kern um *quantifizierende* Zugänge, da auch bei Gutachten in letzter Instanz quantifiziert und gezählt wird, nämlich die „Jas“ und „Neins“ der Peers, die sich für bzw. gegen die Publikation eines eingereichten Manuskriptes aussprechen.

Zwar handelt es sich um genuin unterschiedliche Ansätze der Qualitätsmessung wissenschaftlicher Publikationen (Peer Review urteilt ante publicationem, Zitationsanalyse urteilt post publicationem), deren Gemeinsamkeit liegt jedoch in der Art ihrer Instrumentalisierung sowie letztlich in ihrem Effekt der Standardisierung auf die Publikationskultur.

Dieses Kapitel behandelt die Peer Review und Zitationsanalyse als Elemente einer Standardisierungsentwicklung in der Publikationskultur, im Zentrum derer wissenschaftliche Zeitschriften als Publikationsform stehen.

4.3.1. PEER REVIEW

Peer Review, also die Begutachtung durch gleichrangige Wissenschaftler/innen, den so genannten „Peers“, beschreibt ein Verfahren zur Beurteilung wissenschaftlicher Arbeiten im Forschungsbetrieb:

„Peer review is a well-accepted indicator of quality scholarship. It is the process by which an author's peers read a paper submitted for publication. A number of recognized researchers in the field will evaluate a manuscript and recommend its publication, revision, or rejection. Articles accepted for publication through a peer review process implicitly meet the discipline's expected standards of expertise.“ (<http://knowledgecenter.unr.edu/help/using/peer.aspx>)

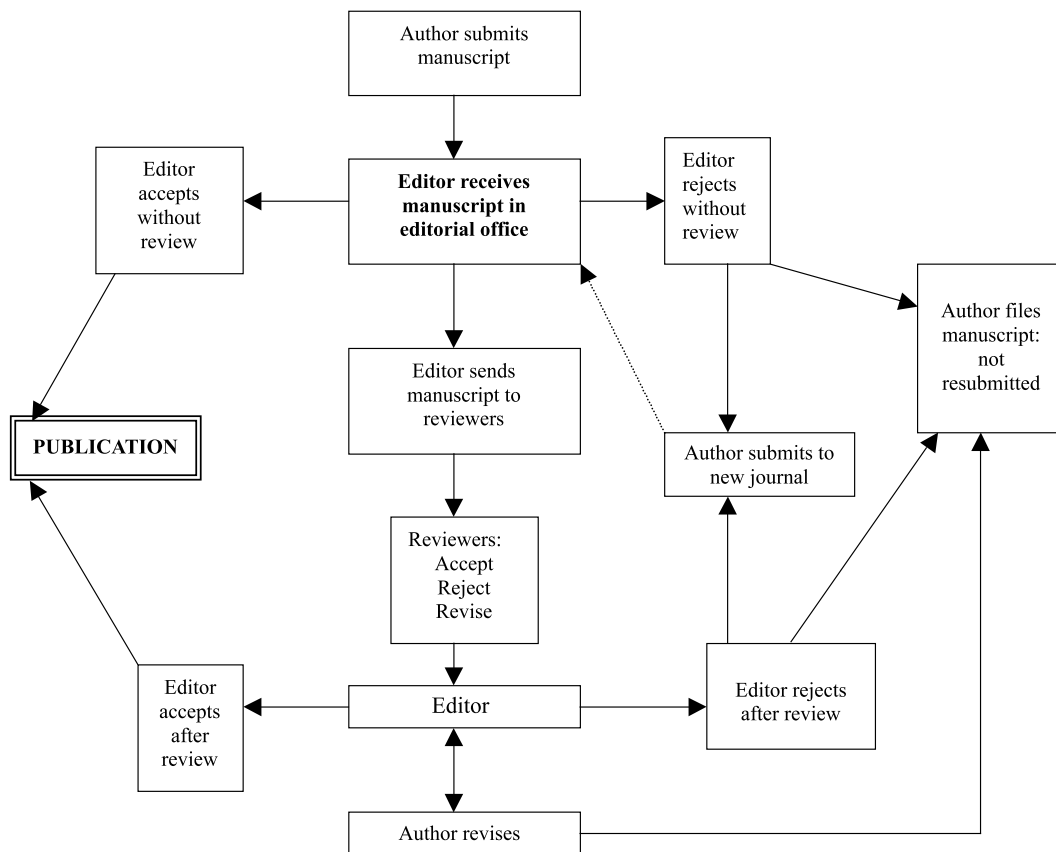
Durch Peer Review soll der Qualitätsstandard einer Disziplin, oder konkreter einer wissenschaftlichen Publikationseinheit gesichert werden. Mit wachsender Differenzierung der Wissenschaft in ausgedehnte Komplexe von Spezialgebieten nahm die Bedeutung des Gutachtersystems immer stärker zu. Innerhalb dieses Systems agieren

Gutachter/innen als Statusrichter/innen, denen es obliegt, die Rollenperformanz der Wissenschaftler/innen zu beurteilen und ihnen somit Belohnungen zuzuweisen. (vgl. Merton 1985: 172f.)

Peer Review ist eng mit der wissenschaftlichen Zeitschrift als Publikationsform verknüpft und hat mittlerweile den Status eines Standardverfahrens, das im Zuge einer Articleinreichung bei zahlreichen wissenschaftlichen Zeitschriften durchlaufen werden muss.

Oppenheim/Bence stellen den Einreichprozess verbunden mit Gutachtung wie folgt grafisch dar:

Abbildung 2: Articleinreichungsprozess wissenschaftlicher Zeitschriften mit Peer Review (Oppenheim/Bence 2004: 353)



Obwohl Merton erste Formen der wissenschaftlichen Gutachterschaft ab 1660 beschreibt (siehe Folgekapitel), so war Peer Reviewing in der heutigen Ausprägung bis zum Ende des zweiten Weltkrieges nicht wirklich üblich. (vgl. MacDonald 2007: 705, vgl. Oppenheim/Bence 2004: 349)

Diese Institutionalisierung der Begutachtung und Bewertung eingereichter

Manuskripte hat als Folge, dass nicht alle Einreichungen es in die jeweilige Zeitschrift schaffen können. Diese Ablehnungsraten schwanken dabei von Forschungsgebiet zu Forschungsgebiet. Auf Basis seiner Untersuchungen kam Merton zum Schluss, dass die Ablehnungsquote umso höher ist, je stärker humanistisch eine Zeitschrift orientiert ist und umso geringer, je stärker experimentell und empirisch sie ausgerichtet ist. (vgl. ebd.: 186)

1979 beobachteten Merton und Storer eine durchschnittliche Ablehnungsrate von 86 Prozent in den humanistischen Wissenschaften. (vgl. Merton/Storer 1979: 472)

Hohe Ablehnungsquoten werden in der Wissenschaftspraxis mitunter auch als Ausdruck der Qualität einer Zeitschrift interpretiert. (vgl. Kam/Macdonald 2007: 704)

Die Vielzahl an Manuskripten, die einer Veröffentlichung aufgrund unwissenschaftlicher Vorgangsweisen nicht genügen, ist, so Merton weiter, umso größer, je größer der Spielraum für die Auslegung wissenschaftlicher Standards im jeweiligen Fachgebiet ist. (vgl. Merton 1987: 187) Doch auch andere Faktoren spielen eine entscheidende Rolle. Wie viele Manuskripte eine Zeitschrift annehmen kann, hängt nicht unwesentlich von den Ressourcen ab, über die sie verfügen kann. (vgl. ebd.: 189)

4.3.1.1. URSPRÜNGE UND INSTITUTIONALISIERUNG DES GUTACHTERSYSTEMS

Das Gutachtersystem entwickelte sich als Nebenprodukt einer Wissenschaft, die im Laufe der Zeit immer festere Umrisse als soziale Organisation annahm. Neugegründete Akademien und wissenschaftliche Gesellschaften lieferten eine Autoritätsstruktur, „die den bloßen *Druck* eines Buches in dessen *Veröffentlichung* verwandelte.“ (vgl. ebd.: 174) Im Rahmen dieser neuen Strukturen rückte auch die Zeitschrift als wissenschaftliche Publikationsform immer stärker in den Mittelpunkt wissenschaftlicher Tätigkeit.

Die institutionelle Verankerung der Publikationspraxis führte zudem dazu, dass man sich in Qualitätsfragen nicht mehr auf die Urteilskraft der Autor/innen allein verlassen wollte. Zusätzlich wurden Prüfer engagiert, die das Manuskript lesen und beurteilen sollten, bevor es zum Druck freigegeben wurde.

Die Entwicklung des wissenschaftlichen Zeitschriftenwesens und die Herauskristallisation dieses Gutachtersystems gingen Hand in Hand: So dient eine der ersten wissenschaftlichen Zeitschriften überhaupt, die „*Philosophical Transactions*“ (erstmalig herausgegeben 1665 von der *Royal Society*) auch als einer der ersten *Belege* für die

Herausbildung eines wissenschaftlichen Gutachtersystems. Mit diesem entstand auch das typische „Chefredakteurentum“, wie Merton die Organisationsform der wissenschaftlichen Zeitschrift beschreibt. Aus einer 1664/1665 erschienenen Kundmachung zitiert er:

„Hiermit wird bestimmt, dass die Philosophical Transactions, zusammengestellt von Mr. [Henry] Oldenburg [einem der beiden Sekretäre der Society], an jedem ersten Montag des Monats gedruckt werden sollen, sofern ausreichend Stoff dafür vorhanden ist; und dass der Wortlaut – gemäß der Satzung – vom Council der Society für die Veröffentlichung freigegeben wird, indem er zuerst von einigen Mitgliedern derselben geprüft wird.“ (ebd.: 175)

Oldenburg wurde also die Hauptverantwortung für die Zeitschrift übertragen. Dieser wiederum legte mit anderen Kollegen aus der Society organisatorische Regeln fest, um ein regelmäßiges Erscheinen der Zeitschrift zu sichern – die wissenschaftliche Redakteur/innenrolle bildet sich heraus. Besonders interessant ist, dass die Royal Society die Schirmherrschaft über die Zeitschrift nicht aufgab, um „ihren Inhalt zu kontrollieren“. (vgl. ebd.: 175)

Während sich auf institutioneller Seite die beschriebenen Strukturen herausbildeten, geschah auf der Seite der einzelnen Wissenschaftler/innen folgendes: Sie erkannten, dass die Zeitschrift ihnen die Möglichkeit bot, ihre wissenschaftliche Arbeit dauerhaft zu sichern, zu speichern. Die wissenschaftliche Zeitschrift entwickelte sich so zum Archiv der Wissenschaft, das immer mehr Forscher/innen dazu ermutigte, ihre Arbeiten zu veröffentlichen, anstatt sie wie zuvor üblich, aus Angst vor möglichen Abschreibern geheim zu halten. Diese Praxis führte dazu, dass die *Royal Society* mit ihren „Philosophical Transactions“ zu einer maßgeblichen wissenschaftlichen Körperschaft und Autorität avancierte, die in ganz Europa als solche geachtet wurde. Eine Aussage des Astronomen Hevelius zur Publikation seiner „Cometographia“ verdeutlicht die damalige Autoritätsfunktion der *Royal Society*: „Sobald sie erschienen ist, wird es meine erste Sorge sein, sie dem hohen Urteil und der gehörigen Prüfung der Royal Society zu unterbreiten.“ (zit. nach Merton 1985: 180)

Merton sieht in dieser Entwicklung einen fundamentalen Wandel der Rolle der Wissenschaftler/innen, da plötzlich begonnen wurde, direkt *für* die Publikation in einer Zeitschrift zu schreiben. (vgl. ebd.: 180) Die Veröffentlichung war also keine Folgeerscheinung wissenschaftlicher Tätigkeit mehr, sondern, wie es scheint, ihr Ziel. Ebenso war dieses zu dem Zeitpunkt neuartige Einstellungs- und Verhaltensmuster

eine Grundvoraussetzung für die Herausbildung eines Gutachtersystems.

„In dem Maße, wie die Royal Society ihre Legitimität als maßgebliche wissenschaftliche Körperschaft untermauerte, entwickelte [sic] sich sowohl Normen als auch soziale Vorkehrungen zur Prüfung und Beglaubigung des Gehalts wissenschaftlicher Aufsätze.“ (ebd.: 181)

Die verschiedenen Elemente des Gutachtersystems entwickelten sich also, so Merton, als Reaktion auf die konkreten Interessen der Wissenschaftler/innen, sowie der Institutionen:

- Das Interesse der Wissenschaftler/innen als *Produzent/innen* von Wissenschaft, die durch die Form der Veröffentlichung und Begutachtung Anerkennung finden.
- Das Interesse der Wissenschaftler/innen als *Konsument/innen* von Wissenschaft, die sich der Glaubwürdigkeit wissenschaftlicher Arbeiten anderer versichern möchten und sich hierbei auf die Urteile der Gutachter/innen stützen.
- Das Interesse der wissenschaftlichen Körperschaft, die ihrerseits die beiden erstgenannten Interessen befriedigt, besteht darin, ihren *autoritativen Status* zu untermauern. (vgl. ebd.: 182)

4.3.1.2. KRITIK AN PEER REVIEW

Einer der bekanntesten und engagiertesten Kritiker des Peer Review Systems ist Gerhard Fröhlich, Professor der Johannes Kepler Universität Linz. Er fragt: „Wer kontrolliert die Kontrolleure? Wer evaluiert die Evaluierer?“ (Fröhlich in: Der Standard 23.10.1999) Um den Raum für Willkür in der bestehenden Praxis einzugrenzen, schlägt Fröhlich zwei Lösungsansätze vor:

1. Die allgemeine Durchsetzung eines *Doppelblind-Verfahrens* (nicht nur der/die Gutachter/in ist anonym – wie im Normalfall – sondern auch der/die Begutachtete), um so die Benachteiligung von Wissenschaftler/innen statusniedriger Institutionen zu verringern.
2. Die Zuweisung von Gutachter/innen nach dem Zufallsprinzip, anstatt nach gesteuerter Auswahl. (vgl. Fröhlich 1999)

Die Kritik der Willkür basiert auf empirischen Belegen, die zeigen wollen, dass das Peer Review System in seiner gegenwärtigen Form Probleme in sich birgt. Im Folgenden soll eine Auswahl dieser Belege dargestellt werden.

„Aufmerksamkeitstest“ durch Wiedereinreichung: Beispiel 1

Zwei Psychologen reichten bereits veröffentlichte Manuskripte erneut bei denselben Zeitschriften ein. Nur drei von zwölf Herausgeber/innen erkannten die Manuskripte wieder. Der Rest wurde auf ein Neues begutachtet. Nur ein Artikel von neun zuvor angenommenen Artikeln wurde wieder angenommen, die anderen wurden wegen „schwerwiegender methodischer Mängel“ von den Gutachter/innen abgelehnt. (vgl. Fröhlich 1999 auf: derstandard.at)

„Aufmerksamkeitstest“ durch Wiedereinreichung: Beispiel 2

Bei der National Science Foundation in den USA wurden 50 bereits abgelehnte und 50 bereits angenommene Projektanträge *erneut* eingereicht. Die Gutachten im Rahmen dieser erneuten Einreichung unterschieden sich gravierend von der ersten Einreichungsrunde, was den Schluss zulässt, es sei stark dem Zufall unterworfen, ob ein Antrag angenommen oder bewilligt würde. Darüber hinaus wurde der Wiedereinreichungsversuch nur bei einem Bruchteil der Anträge von der National Science Foundation aufgedeckt. (vgl. ebd.)

Empirischer Beleg durch Befragung

In einer Umfrage beschwerten sich 72 Universitätsprofessor/innen über „einen Anpassungsdruck an höchst eigenbrötlerische Wünsche der Gutachter/innen, unzutreffende Kritik, mangelnde fachliche Fähigkeiten, herablassende Behandlung, achtlose, un-aufmerksame Lektüre der Manuskripte.“ (ebd.)

In Zusammenhang mit der Häufung von Fällen dieser Art, hat sich in der Kritik der Begriff der „sleeping peers“ durchgesetzt. (vgl. Naumann 2006: 55)

Als Ursache für diese Problematik identifiziert MacDonald eine fehlende Kollegialität innerhalb der Wissenschaft, sowie die Tatsache, dass Gutachter/innen in der Praxis nicht immer auch Expert/innen des begutachteten Forschungsgebietes sind, wie eigentlich erforderlich:

„[T]he academic world has become hierarchical, populated by superiors and inferiors rather than equals. Without equality, peer review becomes a mechanism by which those who know little about a subject may judge the work of those who know more and justify their decisions. As an instrument of manage-

rialism, peer review has done much to undermine the professionalism and collegiality of academic life.“ (MacDonald 2007: 705)

Ein weiteres Problem sieht MacDonald darin, dass Peer Review, bedingt durch seine Anonymität nichts zum Ansehen, also zur wissenschaftlichen Kapitalakkumulation der Gutachter/innen beitragen kann. (vgl. ebd.: 705)

Auch die Unbefangenheit der Gutachter/innen ist oft nicht gegeben: Teilweise werden eigene Mitarbeiter/innen der Zeitschrift, bei der der Artikel eingereicht wurde, für gutachterische Tätigkeiten eingesetzt, was dazu führen kann, dass Beiträge aufgrund einer Orientierung, die nicht in die Zeitschrift passt, abgelehnt werden. (vgl. ebd.: 705)

4.3.2. ZITATIONSANALYSE

Die Analyse und Systematisierung von Zitaten ist eines der Hauptgebiete der Szientometrie, die neben der Bibliometrie und Infometrie in das Aufgabenfeld der Bibliothekswissenschaften fällt. Erstmals wurde das Konzept 1966 in der russischsprachigen Wissenschaft von Nalimov als „Naukometria“ (Russisch für „Szientometrie“) benannt. (vgl. Umstätter 2004:2). Methodisch bedient sich die Szientometrie statistischen und wahrscheinlichkeitstheoretischen Verfahren⁶ und „beschäftigt sich mit der Messbarkeit wissenschaftlicher Leistungen anhand bibliothekarisch nachweisbarer Publikationsergebnisse.“ (Umstätter 2004: 1)

Ursprünglich als Verfahren zur Analyse wissenschaftlicher *Aktivität* und wissenschaftlicher Netzwerke konzipiert (*Wer zitiert wen wie oft?*), werden szientometrische Verfahren heutzutage aufgrund ihrer leichten Instrumentalisierbarkeit als Verfahren zur Messung wissenschaftlicher *Qualität* (oft zitiert = hohe Qualität) und der damit verbundenen Allokation von Forschungsmitteln eingesetzt.

In der Szientometrie sind folgende statistische Konzepte von zentraler Bedeutung:

- Die Zitationsrate (*citation rate*) von Autor/innen.
- Die dazugehörige Halbwertszeit (*cited half-life*).

⁶ Eine detaillierte mathematisch-statistische Darstellung szientometrischer Verfahren würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen und ist u.a. bei Umstätter 2004 nachzulesen.

- Der Impact Faktor (*impact factor*) eines Artikels bzw. einer Zeitschrift. (vgl. Nauman 2006, Amin/Mabe 2000, Umstätter 2004)

Die Zitationsrate gibt an, wie oft ein/e Autor/in bzw. seine/ihre Werke zitiert wurden. Es können dabei allerdings nur Zitate aus jenen Publikationen erfasst werden, die sich in der jeweiligen Publikationsdatenbank befinden.

Die Halbwertszeit misst die Zeitspanne, in der eine gegebene Zitationsrate 50 Prozent ihres ursprünglichen Wertes eingebüßt hat. So genannte „Klassiker“ der Wissenschaftsliteratur haben dabei eine Halbwertszeit von zwanzig Jahren, ein „durchschnittlicher“ wissenschaftlicher Beitrag eine Halbwertszeit von etwa fünf Jahren. (vgl. Umstätter 2004)

Der Impact Faktor berechnet sich aus der relativen Größe der Zitationskurve in den Jahren zwei und drei. Dafür werden die Zitate im Jahr drei, die sich auf Artikel aus den vorangegangenen Jahren eins und zwei beziehen, durch die Zahl der veröffentlichten Artikel in den Jahren eins und zwei dividiert. (vgl. Amin/Mabe 2000: 2)

4.3.2.1. DAS SZIENTOMETRISCHE MONOPOL VON THOMSON REUTERS

Als szientometrisches Standardinstrument innerhalb des Wissenschaftssystems haben sich die Produkte des Privat-Großkonzerns *Thomson Reuters* durchgesetzt. Auf seiner Website beschreibt sich der US-basierte Konzern wie folgt:

„We combine industry expertise with innovative technology to deliver critical information to leading decision makers in the financial, legal, tax and accounting, scientific, healthcare and media markets, powered by the world's most trusted news organization.

Thomson Reuters shares are listed on the Toronto Stock Exchange (TSX: TRI) and the New York Stock Exchange (NYSE: TRI).“ (thomsonreuters.com)

Thomson Reuters liefert im Bereich der Szientometrie drei Indices:

- Science Citation Index (SCI) für Medizin und Naturwissenschaften (seit 1961)
- Social Sciences Citation Index (SSCI) für die Sozialwissenschaften (seit 1973)
- Arts & Humanities Citation Index (AHCI) für Kunst und Geisteswissenschaften (seit 1978)

Die Indices entstanden durch die Bestrebungen Eugene Garfields, dessen ursprüngliche Idee es war, sein Bibliothekarenkollegium mit bibliographischen Daten über naturwissenschaftliche Publikationen zu versorgen. Dafür gründete Garfield

1961 das *Institute for Scientific Information* (ISI), das im weiteren Verlauf zuerst zu *Thomson ISI* und dann nach einer Fusion mit *Reuters* zu *Thomson Reuters* umbenannt wurde. In den 1970ern erkannte er, dass für seine wachsende Datenbank durchaus auch andere Verwertungsmöglichkeiten bestünden. Er wurde zuerst Vorstand des *Social Science Research Network* (SSRN) und erweiterte seine SCI-Datenbank um die SSCI-Datenbank und danach um die AHCI-Datenbank. Mittlerweile genießt Garfield und damit das Unternehmen Thomson Reuters eine quasi Monopolstellung als Lieferant für Daten, auf Basis derer wissenschaftliche Leistungen von Einzelwissenschaftler/innen gemessen und verglichen, sowie wissenschaftliche Zeitschriften stratifiziert werden können (vgl. MacDonald 2007: 703)

Im Juni 2010 umfasste der Science Citation Index 3772 Journals aus über 150 Disziplinen, der Social Sciences Citation Index enthält 2178 Journals aus 50 Disziplinen, der Arts & Humanities Citation Index beinhaltet 1523 Journals, wobei Thomson Reuters hier keine Angaben zu den Disziplinen macht, die abgedeckt werden (vgl. thomsonreuters.com). Zusammen genommen bilden diese drei Indices das elektronisch zugängliche *ISI Web of Knowledge*, das einen „integrated access to high quality, multidisciplinary research literature“ verspricht. (vgl. Web of Knowledge Factsheet, www.thomsonreuters.com)

Thomson Reuters wirbt damit, dass die Indices einen Überblick über „high-impact articles from peer-reviewed, influential journals“ schaffen würden. In die Indices werden nur Zeitschriften aufgenommen, die einem festgelegten Kriterienkatalog entsprechen. Diesen fasst Garfield (1990) wie folgt zusammen:

- die Zeitschrift muss regulär und pünktlich erscheinen
- die bei der Zeitschrift eingereichten Artikel müssen ein Peer Review Verfahren durchlaufen
- die Zeitschrift muss gewissen formellen Standards entsprechen (die Artikel müssen beispielsweise in Abstracts zusammengefasst werden)
- die Zeitschrift muss über professionelle Referenzen verfügen
- die entgeltliche Aufnahme in einen Index wird von einem Expertenboard von Thomson Reuters entschieden. (vgl. 185f.)

Der Selektionsprozess von Thomson Reuters ist nicht unumstritten. Der Hauptkritikpunkt: Es gibt durchaus exzellente Zeitschriften, die zwar die Kriterien erfüllen würden, jedoch trotzdem nicht in einen der Indices aufgenommen werden. Daniel Klein und Eric Chiang (2004) vermuten hinter dem Auswahlprozess einen ideologischen Bias, zahlreiche Autor/innen (vgl. Ehlich 2000, Oesterreicher 2002, Curry/Lillis 2004, Ferguson 2007 et al.) betonen den sprachlichen Bias des Auswahlprozesses: Die in den Index aufgenommenen Zeitschriften sind zu über 95 Prozent englischsprachig und stammen überwiegend (zu ca. 60 Prozent) aus den USA, gefolgt von Großbritannien und Australien. (vgl. Archambault et al. 2005: 5). Neben dem sprachlichen Bias wird auch ein Bias der Publikationsform kritisiert: Die Konzentration des Index ausschließlich auf Zeitschriften führt dazu, dass andersartige wissenschaftliche Publikationsformen, insbesondere Monographien, gänzlich ausgeblendet werden. (vgl. Katz 1999, vgl. Hicks 2004)

Ted van Leeuwen argumentiert, dass es so zu einer Spaltung der wissenschaftlichen Publikationslandschaft in zwei „Welten“ kommt: Der „Welt innerhalb der ISI-Datenbank“ und der „Welt außerhalb der ISI-Datenbank“. (vgl. Leeuwen 2006: 134) Ebenfalls auf eine Schieflage des Messinstruments weist hin, dass acht von den zehn „All Time Hits“ im Bereich der Management Studies Artikel in der SSRN Datenbank von Garfield selbst bzw. Michael Jensen, dem derzeitigen Chairman von SSRN verfasst wurden. (vgl. MacDonald 2007: 703)

Zudem muss bei Überlegungen zur Validität von Zitationsanalysen beachtet werden, dass in den Sozialwissenschaften jeder Beitrag durchschnittlich nur einmal zitiert wird. (vgl. Kaube 2008) Und selbst wenn ein Beitrag zitiert wird, so muss dies nicht unbedingt für seine Qualität sprechen. Einerseits werden Zitate eingesetzt, um die eigene Forschungsarbeit wissenschaftlich abzusichern (vgl. Umstätter 2004: 7), andererseits wird auch auf Quellen verwiesen, die der/die Verfasser/in als kontroversiell empfindet. So passiert es, dass auch besonders fragwürdige wissenschaftliche Beiträge hohe Zitationsraten erfahren. (vgl. Kaube 2008) Eine Begebenheit, die das Potenzial von Zitationsraten als Indikatoren wissenschaftlicher Leistung und Qualität zusätzlich in Frage stellt.

4.3.2.2. SZIENTOMETRISCHE GEGENENTWÜRFE

Die Tatsache, dass sich die szientometrischen Analysen von Thomson Reuters auf den anglophonen Forschungsraum konzentrieren, hat zu Versuchen geführt, dieser

sprachlichen Schieflage entgegenzuwirken. Eines der ersten Projekte in Europa mit diesem Ziel war der national und fachlich eingegrenzte „Polish Sociology Citation Index“ (Winclawska 1996). Winclawska argumentiert, dass der lokale Charakter der Geistes- und Sozialwissenschaften – sofern man sich des Instruments der Zitationsanalyse bedienen will – durch die Produkte von Thomson Reuters nicht abgedeckt werden kann, und daher ein nationaler Index sinnvoll wäre. (vgl. ebd.)

2003 legten Ingrid Gogolin et al. den Grundstein für eine europäische Version des SSCI, den European Social Science Citation Index, mit dem Ziel, mehrsprachige europäische Forschung im Rahmen der Zitationsanalyse sichtbar zu machen.

Die Konstruktion dieses europäischen Index solle im Wesentlichen auf den gleichen methodischen und theoretischen Grundannahmen beruhen, wie die Indices von Thomson Reuters, jedoch offen für sämtliche europäische Sprachen sein. (vgl. Gogolin et. al. 2003). Bis heute wurde der ESSCI jedoch noch nicht umgesetzt. Hauptkritikpunkt hierbei: Die Einführung eines europäischen Index wäre im Grunde nur eine Reproduktion eines bereits vorhanden, problematischen Modells, dessen methodische Mängel durch die Berücksichtigung mehrerer Sprachen auch nicht ausgeglichen werden könnten. Fürsprecher sehen in der mehrsprachigen Orientierung wiederum eine Chance der Aufwertung europäischer Forschung.

4.4. ENGLISCH ALS LINGUA FRANCA DER (EUROPÄISCHEN) WISSENSCHAFT

Überlegungen zur Wahl der Wissenschaftssprache sind für die europäische Wissenschaft besonders relevant, da es sich hier um einen Kulturraum handelt, der eine – trotz vergleichsweise geringer geographischer Ausdehnung – sehr umfassende Sprachenvielfalt aufweist. Die Sprachen Europas sind dabei in Hinblick auf die Durchsetzung des Englischen als Lingua Franca als Wissenschaftssprachen gefährdet.

„Die pragmatische Unterordnung unter eine lingua franca führt ungewollt zu einer de-facto-Hegemonialisierung durch das in ihr Les- und Sagbare.“
(Detering 2005: 28)

Die Entscheidung darüber, in welcher Sprache ein Forschungsprojekt durchgeführt werden soll und in welcher es publiziert werden soll, scheint auf den ersten Blick eine formale zu sei, die sich unter anderem danach richtet, welche Öffentlichkeit man erreichen möchte. Oft wird dabei der potenzielle Einfluss der Sprachwahl auf den Forschungsinhalt nicht berücksichtigt.

Am Beispiel der Geschichtswissenschaft weist Kocka darauf hin, dass eine gegebene Problematik nicht von der Sprache, in der sie beforscht wird, getrennt werden kann. (vgl. Kocka 2005: 20)

Ein auf Deutsch durchgeführtes Forschungsprojekt zum Beispiel „entwickelte sich [...] anders, es führte am Ende zu andern Ergebnissen, als wenn es durch englische oder französische Leitbegriffe geprägt gewesen wäre.“ (Kocka 2005: 19) Warum verschiedene Sprachen und deren Begriffsstruktur im speziellen, ein Forschungsprojekt inhaltlich in so verschiedene Richtungen lenken können, lässt sich folgendermaßen erklären: Soziale und politische Begriffe haben ihren Ursprung in kulturellen Erfahrungen, die wiederum an – sogar innerhalb Europas – variierende gesellschaftliche Strukturen und Prozesse gebunden sind. (vgl. Kocka 2005: 20) Missachtet man diese Unterschiede oder ist sich ihrer gar nicht bewusst, kann es passieren, dass man mit dem Zurückgreifen auf angloamerikanische Forschungsarbeit gleichzeitig auch unpassende gesellschaftliche Rahmenbedingung mitimportiert. (vgl. Francke 2005: 30)

Nicht nur die Forschungsarbeit kann dabei durch unachtsam „mitimportierte“ unpassende Rahmenbedingungen einen qualitativen Verlust erleiden, sondern auch die jeweilige Sprach- und Kulturgemeinschaft:

„Beim Schritt von der deutschen zur englischen Publikationssprache treten, wenn er denn ein Fortschritt ist, ebenfalls Fortschrittsnebenfolgen auf, die für den kulturellen Status unseres Landes unkalkulierbar oder jedenfalls bis heute nicht kalkuliert sind.“ (Weinrich 1995: 12)

Mit „Fortschrittsnebenfolgen“ spielt Weinrich auf die Folgen der abnehmenden Nutzung des Deutschen als Wissenschaftssprache an, die mit einem Statusverlust der jeweiligen Sprache sowie der dazugehörigen Kulturgemeinschaft einhergehen kann.

4.4.1. DIE LINGUA FRANCA ENGLISCH ALS ZENTRUM EINES „KAMPFES DER KULTUREN“

Der deutsche Kulturwissenschaftler Hartwig Kalverkämper hat den Versuch unternommen, die Problematik des Englischen als wissenschaftliche Lingua Franca in Huntingtons Konzept des Kulturkampfes zu integrieren. (vgl. Kalverkämper 2008)

Die Wissenschaftssprache Englisch muss dabei auf drei Ebenen erfasst werden:

1. Die Ebene der *Referenz*: Englisch als Wissenschaftssprache und Kommunikationsmittel.
2. Die Ebene der *sozialen Wertigkeit*: Englisch als prestigebehaftete Fremdsprache unter Sprecher/innen anderer Sprachen.
3. Die Ebene der *Wirkung*: Die Reaktion auf das sich in der Wissenschaftskommunikation immer stärker durchsetzende Englische. (vgl. Kalverkämper 2008: 133)

Die Reaktion der Beteiligten auf die hegemoniale Stellung der englischen Sprache lässt sich dabei auf drei Arten realisieren:

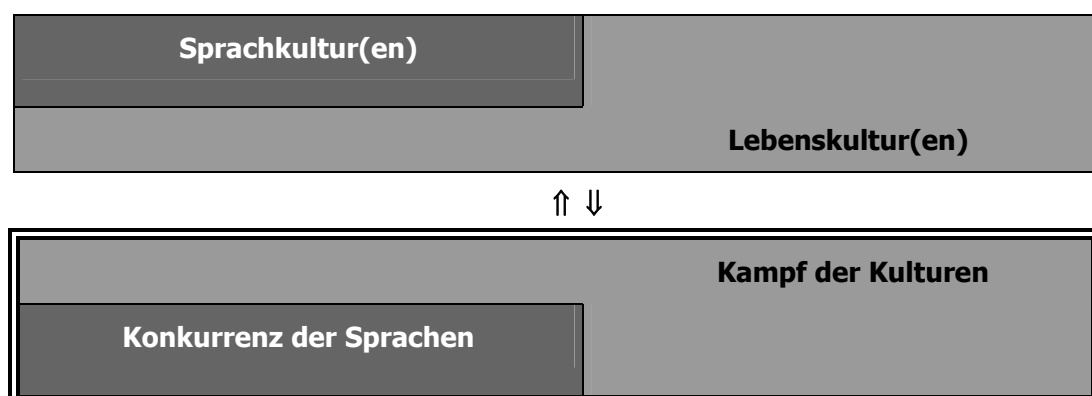
- *Protest* (mit Bekämpfung): Englisch wird soweit wie möglich in der Wissenschaftskommunikation vermieden. In Frankreich wird diese Art des Protests sogar institutionell gestützt, da z.B. Publikationen zum Teil nur dann subventioniert werden, wenn sie auf Französisch verfasst werden.
- *Prestige*: Man entscheidet sich für das Englische und will dabei auch Fremdsprachenkompetenz, mentale Flexibilität und ökonomisches Kalkül signalisieren.
- *Gleichgültigkeit*: Ob Wissenschaft in einer Sprache oder der anderen betrieben wird, scheint unerheblich, Angebote und Möglichkeiten werden „neutral“ genutzt. (vgl. Kalverkämper 2008: 133f)

„Englisch hat, wie auch immer erlangt, ein so hohes Kompetenzprestige (also: es zu können, und sei es auch nur wenig, hebt den Sprecher aus der Masse heraus, trägt ihm Bewunderung ein, verleiht vermeintliche Mondialität, Weltwissen) und auch einen so hohen Beherrschungsgrad für das communis esse, für das ‘Verstehen-Wollen’, über die Sprachengrenzen hinweg inne, dass die Bereitschaft zu einer einseitigen Annäherung durch (qualitativ unterschiedliches) Sprechen einer bzw. der Fremdsprache global dem Englischen geradezu entgegenwächst, umgekehrt aber, vom Englischen aus, kaum Initiativen von Schritten auf die Fremdkultur zu, wie sie sich im Gebrauch einer Fremdsprache durch Anglophone zeigen würden, offenbaren. Englisch ist, wenigstens zur Zeit, die erstrebte Fremdsprache; und das ist eine sich immer mehr verstärkende Einbahnstraße auf diese Sprache zu.“ (Kalverkämper 2008: 140)

Ein Beispiel für diese anglozentristische Vorgehensweise in der Wissenschaft ist die Sprachtheorie Chomskys, die sich nur aus dem Englischen ableitet, jedoch weltweit rezipiert und angewandt wird. (vgl. ebd.: 140)

Die neutrale Beziehung zwischen Sprachkultur und Lebenskultur wird durch eine Kampf- beziehungsweise Konkurrenzkultur ergänzt.

Abbildung 3: Kulturanthropologische Korrelationen (Kalverkämper 2008: 142)



Dabei geht es nicht um eine kreative Auseinandersetzung, „sondern um Domination, um Verdrängung, um eine Topologie des neuen Besetzens von Wissensfeldern und Kommunikationsbereichen. In dieser Lage sieht sich in der Tat die Wissenschaft in den europäischen Ländern und darüber hinaus global: Ihre Einzelsprachen werden für die Kommunikation-im-Fach [...] zurückgedrängt zugunsten des Englischen: Die Forschung, die Wissenschaften sprechen und schreiben in Englisch.“ (Kalverkämper 2008: 142)

Die Prädominanz des Englischen ist dabei, so Kalverkämper weiter, jedoch nicht aus seiner „Leichtigkeit“ heraus zu erklären (denn es gibt keine leichten oder schweren

Sprachen, sondern immer nur ein „in Bezug auf“), sondern lässt sich *sprachextern* begründen durch:

- Die zeithistorische Entwicklung: nach Ende des zweiten Weltkrieges war Englisch die Siegersprache der Aliierten bei gleichzeitigem Boykott der Verlierersprache Deutsch⁷
- Politische Blockbildungen
- Die geographische Verlagerung der Forschung nach 1945: Technologisch ging die USA durch die Immigration der wissenschaftlichen Intelligenzia aus Europa schlagartig in Führung, während es in Europa durch die Vertreibung und Auswanderung zu einem „brain drain“, einer intellektuellen Austrocknung kam. (vgl. Kalverkämper 2008: 144)

Einzelne Sprachen verfügen über spezielle Textsortenkonventionen, die sich jeweils voneinander unterscheiden. Die Durchsetzung eines einzigen kommunikativen Modells (Englisch) würde daher notwendigerweise die kommunikative Vielfalt reduzieren.

„Wer argumentiert, dass die englische Sprache ja nur als ein von vielen oder allen benutztes Transportmittel dient oder dienen soll, vergisst sträflich das enge Verhältnis von Sprache und Kulturalität, von Sprache und Denken, von Kommunikation und Kognition in ihren gegenseitigen Beeinflussungen und Verfestigungen.“ (Kalverkämper 2008: 149)

4.4.2. LATEIN ALS EINSTIGE WISSENSCHAFTLICHE LINGUA FRANCA

Bis ins 17./18. Jahrhundert galt Latein als Lingua Franca der Wissenschaftsdomäne, in der publiziert wurde, um auch über nationale Grenzen hinaus verstanden werden zu können. Galileo Galilei beispielsweise wählte in seinen – sonst auf Italienisch gehaltenen – Abhandlungen für seine Kernaussagen das Lateinische um über die Grenzen Italiens hinaus verstanden zu werden. (vgl. Thielmann 2002: 5f)

Im 17. bzw. 18. Jahrhundert erfolgte schließlich ein Ausbau nationaler Wissenschaftssprachen. Die Advokaten der empirischen Wissenschaften, wie u.a. Francis Bacon in England, propagierten eine Öffnung und Demokratisierung der Wissenschaft, die nur durch einen Wechsel auf die jeweilige Nationalsprache als Wissenschaftssprache

⁷ Eine detaillierte Darstellung dieses Boykotts kann bei Roswitha Reinbothe (2006) „Deutsch als Internationale Wissenschaftssprache und der Boykott nach dem zweiten Weltkrieg“ nachgelesen werden.

möglich war – denn nur ein Bruchteil der Bevölkerung beherrschte Latein. (vgl. Hamel 2008: 55)

In diesem Punkt unterscheidet sich die damalige Lingua Franca Latein stark vom heutigen Einsatz des Englischen als Lingua Franca: Während Latein für die Herausbildung nationaler Wissenschaftssprachen einen kollektiven *Ausgangspunkt* darstellte, und diese sich nach und nach vom Lateinischen abhoben, positioniert sich Englisch als erklärtes kollektives *Ziel*, auf das nationale Wissenschaftssprachen zusteuern. (vgl. Müller 2002: 4)

Die Entwicklung eines Fachsprachenvokabulars für die einzelnen Sprachen, und die damit verbundene Absicherung einzelner Wissenschaftsdomänen durch sprachliche Manifestierungen galt als nicht unkompliziert: Der Aufbau eines in den jeweiligen Sprachen verfügbaren Speichers an wissenschaftlichem Wissen war zudem ein Jahrhunderte andauernder Prozess (der nach oben offen ist). Die verschiedenen Sprachräume waren dabei unterschiedlich erfolgreich – wobei der erfolgreiche Aufbau einer starken Wissenschaftssprache eng mit realpolitischer Macht der jeweiligen Nation verknüpft war.

Es überrascht daher wenig, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Englisch, Deutsch und Französisch die drei am weitesten verbreiteten Wissenschaftssprachen waren. (vgl. Ammon 2008: 47)

Heute rangieren zwar immer noch die gleichen drei Sprachen in der Top-Liste, mit dem entscheidenden Unterschied, dass Englisch deutlich an Prozentpunkten dazugewonnen und Deutsch den stärksten Rückfall als Wissenschaftssprache erlitten hat. (vgl. Ammon 2006: 4, vgl. Hamel 2008: 58).

Die relative Stabilität des Französischen lässt sich aus der verhältnismäßigen Undurchlässigkeit des französischen Sprachraumes für anglo-amerikanische Einflüsse erklären. Wie bereits vorhin erwähnt erhalten in Frankreich nur auf Französisch verfasste wissenschaftliche Publikationen staatliche Förderungen. Anders sieht es in der deutschsprachigen Wissenschaft aus, wo Forschungsanträge teilweise nur mehr ausschließlich auf Englisch akzeptiert werden. Der plurilinguale Wissenschaftsraum Europas ist also unterschiedlich permeabel für Anglizierungstendenzen:

„Many European [...] journals, for instance, have switched to English, with Swedish, Dutch and German-medium journals being particularly hard hit.“
(Hyland 2006: 25)

Nicht auf Englisch publizierende Zeitschriften und Verlage haben dabei einen erheblichen Bedeutungs- und Imageverlust erlitten:

„The shift towards English implies that an increasing number of scientists whose mother tongue is not English have shifted to English for publication. An empirical trace of this process can be identified directly in the fact that the number of contributions in English language journals by authors from non Anglophone countries has grown significantly over the past decades. [...] The present pre-eminence of English language use in scientific publications has already severely reduced multilingualism in the field, and may eliminate the status of any other language as an international language of science.“ (Hamel 2008: 60, 66)

Die skandinavischen Länder sowie Holland stehen an der Spitze dieser Entwicklungen, dicht gefolgt vom deutschsprachigen Raum. Am wenigsten hat sich das Englische als Wissenschaftssprache noch in romanischen Ländern wie etwa Frankreich und Spanien durchgesetzt. Doch die Grenzen verlaufen nicht nur nach Sprachräumen, sondern auch zwischen Disziplinen und Subdisziplinen. Tendenziell sind quantitativ orientierte Forschungsbereiche stärker an einem internationalen Forschungsmainstream orientiert als Felder qualitativer Forschung. (vgl. Ferguson 2007, vgl. Ammon 2008: 55)

4.5. WANDEL VON PUBLIKATIONSINTERESSEN UND -STRATEGIEN

4.5.1. VON DER MONOGRAPHIE ZUM ZEITSCHRIFTENARTIKEL

Nach de Solla Price ist ein Überfluss an Buchpublikationen für die Entstehung des Zeitschriftenartikels als neue – kompaktere und überschaubarere – wissenschaftliche Publikationsform mitverantwortlich. In diesem Zusammenhang zitiert er Barnaby Rich, der 1613, ein halbes Jahrhundert vor der Geburt der ersten wissenschaftlichen Zeitschrift eben jenes Bücherproblem folgendermaßen kommentierte:

„One of the diseases of this age is the multiplicity of books; they doth so overcharge the world that it is not able to digest the abundance of idle matter that is every day hatched and brought forth into the world.“ (Rich in de Solla Price 1962: 63)

Doch nicht von der gesamten wissenschaftlichen Gemeinschaft wurde das Entstehen des Journals wohlwollend aufgenommen. Um einen Beitrag Newtons zur Optik in den „Philosophical Transactions“ entstand eine so heftige Kontroverse, dass er entschied, erst wieder zu veröffentlichen, wenn seine Forschungen buchreif wären. Wäre das Journal schon damals eine so effektive Kommunikationsform wie jetzt gewesen, hätte

es vielleicht nie Newtons Principia gegeben, schreibt de Solla Price:

„Perhaps we should begin to disregard a man's papers and look at his books.“
(1962: 64)

Erst etwa Mitte des 19. Jahrhunderts erreichte das wissenschaftliche Journal seine moderne, standardisierte Form. Davor handelte es sich bei Zeitschriften oft nur um Sammlungen kleiner Beitragsschnipsel oder Hinweise auf andernorts veröffentlichte Beiträge. (vgl. ebd.: 64).

Um 1850 setzte schließlich in sämtlichen Journalen die Praxis des Verweisens auf andere Arbeiten – sowohl eigene als auch fremde – ein. Zwar sind Fußnoten und Zitate so alt wie Wissenschaft selbst, doch erst um 1850 setzte sich eine positive „attitude to the accretion of learning“ durch (vgl. de Solla Price 1962: 65)

Das Populärwerden der Zeitschrift und die damit aufkommende Zitationspraxis bot Wissenschaftler/innen nun wieder die Chance, ihr intellektuelles Eigentum zu etablieren und gesichert zu wissen. Wie auch bei Merton ausführlich beschrieben, war die Wissenschaft seit jeher geplagt von Eigentumsstreitigkeiten, die dazu führten, dass Wissenschaftler/innen ihre Entdeckungen oft nur verschlüsselt niederschrieben, damit sie nicht abgeschrieben werden konnten. Das Journal hingegen bot die Möglichkeit, einen etwaigen Disput in der Öffentlichkeit und somit unter Zeugen, auszutragen.

Bereits in den 1960ern war neben dem Interesse der Kommunikation eigener Forschungsergebnisse zur Sicherung intellektuellen Eigentums schon ein Wettbewerbsgedanke, der über das Publizieren ausgetragen wurde, spürbar:

„In the present day, [...] the intense competition to publish, fustest and mostest‘ and thereby achieve prestige has resulted in a long series of abuses and high emotions ranging from illicit publication in the New York Times to rare cases of fraudulent claim.“ (de Solla Price 1962:69)

Aus de Solla Prices Analyse ergeben sich zwei Implikationen: Erstens, wissenschaftliche Kommunikation im Rahmen eines publizierten Papers hat als vorrangiges Ziel, Prioritätskonflikte zu lösen, und zwar nicht in dem Informationen gegeben werden um diese Konflikte vorweg zu vermeiden, sondern um im nachhinein Anrechte auf die erforschten Inhalte anzumelden. Daraus folgert de Solla Price weiters, dass Wissenschaftler/innen klarerweise auch einen geringeren Drang haben, Artikel zu lesen, als Artikel zu schreiben. (vgl. de Solla Price 1962: 69f)

4.5.2. PUBLIKATIONSSTRATEGIEN HEUTE

Eine von der Deutschen Forschungsgemeinschaft 2005 durchgeführte Studie mit 1600 befragten Wissenschaftler/innen aus sämtlichen Disziplinen mit dem Titel „Publikationsstrategien im Wandel“, kam zu dem Schluss dass Autor/innen bei der Auswahl der Zeitschrift für die Veröffentlichung ihrer Forschungsergebnisse vier Hauptkriterien wichtig sind:

- Die fachwissenschaftliche Ausrichtung
- Die internationale fachwissenschaftliche Bedeutsamkeit
- Organisationstechnische Qualitäten
- Kostengesichtspunkte (vgl. DFG 2005: 25f)

Für Forscher/innen in den Geistes- und Sozialwissenschaften spielt die fachwissenschaftliche Ausrichtung die größte Rolle, dicht gefolgt von der internationalen Bedeutsamkeit der Zeitschrift. Unter internationaler Bedeutsamkeit sind jedoch mehrere Aspekte zusammengefasst: Einerseits das Renommee der Zeitschrift, andererseits der konkrete Impactfaktor. Während das internationale Renommee der Zeitschrift durch die Bank eine wichtige Rolle spielt, schätzen Forscher/innen die Wichtigkeit des Impact Faktors unterschiedlich ein – Geisteswissenschaftler/innen tun dies weniger als Sozialwissenschaftler/innen. (vgl. DFG 2005: 27)

Ein weiterer Unterschied in der Einschätzung des Impact Faktors lässt sich nach dem Etabliertheitsgrad der Wissenschaftler/innen ausmachen. Vor allem für den wissenschaftlichen Nachwuchs ist der Impact Faktor ein relevantes Entscheidungskriterium, während die Etablierten darauf weniger Rücksicht nehmen. (vgl. DFG 2005: 27)

Die zunehmende internationale Ausrichtung der Forschung bestätigte sich auch für den Adressat/innenkreis eigener Publikationen. Geistes- und Sozialwissenschaftler/innen orientieren sich überwiegend an einem internationalen Publikum. (vgl. DFG 2005: 28f)

4.5.3. OPEN ACCESS VERSUS TOLL ACCESS

Das in der Wissenschaft gängigste Distributionsmodell für wissenschaftliche Publikationen entspricht einem „Toll Access“-Modell, also dem bezahlten Zugang. Bücher sowie Zeitschriften werden entweder durch die Bibliotheken wissenschaftlicher Institutionen erworben und so einer breiteren Leserschaft zugänglich gemacht, oder müssen von Einzelnen selbst erworben werden. Während Hochschulen eine bestimmte Auswahl an Zeitschriften abonnieren und über Abonnements bezahlen, funktioniert

der individuelle Kauf von elektronisch verfügbaren Artikeln nach einem pay per view-Prinzip.

Die Bereitschaft unter potenziellen Lesern, für einen Artikel eine nicht unbeträchtliche Summe zu bezahlen, ist dabei allerdings oft nicht gegeben. So äußert sich eine Wissenschaftlerin im Interview:

„Wenn ich etwas recherchiere und ich sehe einen ‘pay per view-Artikel’, der 30 Euro kostet, dann denke ich mir ‘Tschüss’.“ (Interview 3: 20)

Die Autor/innen dieser Toll Access-Artikel werden an den Artikeleinnahmen zudem meist nicht beteiligt und müssen auch zumeist die Nutzungsrechte an den Zeitschriftenverlag abgeben. (vgl. Herb 2009: 1)

Nachdem auch für den Forschungsbereich Online-Inhalte immer interessanter werden, diese aber im Falle von Toll Access nur denen nutzen, die auch dafür zahlen können, fordern Initiativen ein Umdenken in Richtung eines freien Zugangs, also Open Access.

Nach Bailey (vgl. in Herb 2009: 1) sind wissenschaftliche Open Access-Dokumente wie folgt definiert:

- Sie sind entgeltfrei nutzbar.
- Sie sind online verfügbar.
- Sie haben wissenschaftlichen Charakter.
- Sie entstanden ohne finanzielle Vergütung.
- Sie wurden einem Peer Reviewing unterzogen.
- Sie unterliegen keinen Nutzungsrestriktionen außer der angemessenen Anerkennung und Zitation.
- Sie sind entweder über Self-Archiving oder Self-Publishing verfügbar.

Während Self-Publishing sozusagen den offenen Zugang ab origine beschreibt – also die Veröffentlichung von Artikeln in Open Access-Zeitschriften oder die Veröffentlichung von Monographien in Open Access-Verlagen – handelt es sich bei Self-Archiving um die „Zweitverwertung“ eines ursprünglichen Toll Access-Dokuments. (vgl. ebd.)

Umstätter (2001) argumentiert gegen eine „gezielte Verknappung von Wissen und Information“, die durch das Toll Access-Modell entsteht, und erklärt, warum Wissen in seinem Charakter nur sehr bedingt marktfähig ist und daher nur in begrenztem Maße Marktware sein darf:

- Wissen lässt sich beliebig oft reproduzieren.
- Publiziertes Wissen muss auf der Welt nur einmal entdeckt werden, um dann von allen genutzt werden zu können.
- Wissen kann nur schwer künstlich verknappt werden.

Zwar sprechen diese Eigenschaften von Wissen für einen freiheitsideologisch motivierten Siegeszug von Open Access über Toll Access (umso mehr, wenn man sich auf den normativ-moralischen Wissenschaftsethos von Merton besinnt), dennoch sind Open Access-Publikationen in der Wissenschaft noch immer in der Minderheit. Herb (2009) stellt in diesem Zusammenhang die These auf, Wissenschaftler/innen läge weniger an dem freien und selbstlosen Austausch von Informationen (wie durch Open Access begünstigt) als an der praktischen Verwertbarkeit von Publikationen zu wissenschaftlichem Kapital im Sinne Bourdieus.

Gegenwärtige Strukturen wie das Vorhandensein eines weltweit eingesetzten Zitationsindex, der für Publikationen in den „richtigen“, ausschließlich Toll Access Zeitschriften, als Kapitalbeleg dient, nagen an der Attraktivität von Open Access für Wissenschaftler/innen.

Das wiederum spricht, was die Rolle von Publikationen in der Wissenschaft betrifft, für die These von de Solla Price (siehe Kapitel 4.5.1. dieser Arbeit), das Produzieren von wissenschaftlichen Inhalten habe höheren Stellenwert als das Rezipieren dieser. Wissenschaftler/innen zieren sich noch davor, in Open Access-Formaten zu publizieren. Einerseits geschieht dies aus den bereits erklärten Überlegungen zu wissenschaftlicher Karriere und wissenschaftlichem Kapital:

„Diese ganzen Open Access Initiativen, Creative Commons Lizenzen und alle solche Sachen, das wären - so wie ich es vorher schon gesagt habe - vielleicht Alternativmodelle, aber wer soll sie befüllen? Das ist sehr viel Idealismus, der da dazugehört. Idealismus ist nichts schlechtes, aber die Frage ist, welche meiner Inhalte gebe ich für soetwas ab, oder frei. Was schreibe ich dafür?“ (Interview 4: 12)

Andere wiederum stoßen sich generell an dem Wegfall des traditionell-physischen Publikationsmediums Papier. Die Ablehnung von Open Access hat in diesem Fall nichts mit der Idee an sich, sondern mit ihrer Bindung an elektronische Medien zu tun:

„Es gibt seit einigen Jahren einen Trend weg vom Buch zur Internetpublikation. Ich finde das ist eine Form von Nichtpublikation, aber das ist wahrscheinlich generationenbedingt.“ (Interview 2: 6)

5. METHODISCHE KONZEPTION

Hat man sich für die Durchführung einer Diskursanalyse entschieden, so ist damit noch lange nicht die *Methode* der Analyse festgelegt. Diskursforschung ist grundsätzlich *multimethodisch* orientiert, das heißt die Auswahl eines Analyseverfahrens muss abgestimmt auf das konkrete Vorhaben und Forschungsinteresse der jeweiligen Arbeit erfolgen. Ein Standardmodell *kann* und *soll* es gar nicht geben, da gerade erst der – sich aus der fehlenden Standardisierung ergebende – offene Charakter diskursanalytischer Vorgehensweisen, Raum und Chancen für kreative, neue Erkenntnisse ermöglicht. (vgl. Keller 2005: 263)

Bereits Foucault hat in diesem Zusammenhang die Werkzeugkasten-Methapher für die Diskursanalyse geprägt:

„Ich wünsche mir, dass meine Bücher eine Art tool-box wären, in der die anderen nach einem Werkzeug kramen können, mit dem sie auf ihrem eigenen Gebiet etwas anfangen können.“ (Foucault 2002: 651)

5.1. DISKURSANALYTISCHE ADAPTION DER GROUNDED THEORY

Ein methodischer Zugang, wie er sich für die Durchführung dieser Arbeit sehr gut eignet, ist die von Keller (2004: 79f) vorgeschlagene Anpassung von Elementen der Grounded Theory an die diskursanalytische Struktur. Bei der Grounded Theory handelt es sich um ein Verfahren, das unmittelbar in den Daten verankert ist und sich so als *abduktiv* definiert. Der Begriff der Abduktion in seiner Bedeutung für die Wissenschaftstheorie wurde erstmals vom Philosophen Charles Peirce eingesetzt und definiert als „Vorgang, in dem eine erklärende Hypothese gebildet wird“, sowie als das „einzige logische Verfahren, das irgendeine neue Idee einführt, denn die Induktion bestimmt einzig und allein den Wert und die Deduktion entwickelt nur die notwendigen Konsequenzen einer reinen Hypothese [...]“ (Peirce 1991: 400 zit. nach. Diaz-Bone 2010:195)

Abduktion darf also keinesfalls mit Induktion verwechselt werden, es handelt sich dabei um eine vollkommen andere Art des Schlüsseziehens. Während induktive Verfahren durch Schlüsse vom Üblichen auf das Allgemeine *verallgemeinernde* Hypothesen bilden, versuchen abduktive Verfahren, aus der Analyse eines Falles eine *erklärende* Hypothese über den Fall zu bilden. Bei der Abduktion muss erst eine entsprechende

Regel, nach der die Daten geordnet werden können, gefunden werden. So schreibt Reichertz (1999: 54):

„Etwas Unverständliches wird in den Daten vorgefunden und aufgrund des geistigen Entwurfs einer neuen Regel wird sowohl die Regel gefunden bzw. erfunden und zugleich klar, was der Fall ist.“

Barney Glaser und Anselm Strauss beschreiben ihre in den 1960er Jahren entwickelte, im Sinne der Abduktion gegenstandverankerte Theorie, die *Grounded Theory* wie folgt:

„Sie [die Grounded Theory] wird durch systematisches Erheben und Analysieren von Daten, die sich auf das untersuchte Phänomen beziehen, entdeckt, ausgearbeitet und vorläufig bestätigt. Folglich stehen Datensammlung, Analyse und die Theorie in einer wechselseitigen Beziehung zueinander. Am Anfang steht nicht die Theorie, die anschließend bewiesen werden soll. Am Anfang steht vielmehr ein Untersuchungsbereich – was in diesem Bereich relevant ist, wird sich erst im Forschungsprozess herausstellen.“ (Strauss/Corbin 1996: 8)

Die Bezeichnung der von Glaser und Strauss entworfenen Methodologie als *Grounded Theory* mag etwas verwirren, handelt es sich dabei keinesfalls um eine Theorie, sondern um eine Methode der Theorieentwicklung. Verankert ist die *Grounded Theory* im interaktionistischen Paradigma, wie es von George Mead und Herbert Blumer geprägt wurde (vgl. Strauss/Corbin 1996: 9)

Folgende Annahmen der *Grounded Theory* sind auf der Basis der interaktionistischen Perspektive entstanden:

- Will man verstehen, was geschieht, muss man ins Feld gehen.
 - Wirklichkeitsverankerte Theorien leisten einen zentralen Beitrag zur Entwicklung fachlicher Disziplinen.
 - Die Natur von Erfahrung und Handlung entwickelt und verändert sich konstant.
 - Der Mensch hat eine aktive Rolle in der Gestaltung der Welten, in denen er lebt.
 - Die Prozesshaftigkeit und Komplexität des Lebens muss betont werden.
 - Es besteht ein Zusammenhang von Bedingungen, Bedeutung und Handeln.
- (vgl. ebd.)

Ein zentraler Grundsatz der *Grounded Theory* ist der des *theoretischen Samplings*: Im Prozess der Datenerhebung, die auf die Generierung erklärender Hypothesen abzielt, erhebt, kodiert und analysiert der/die Forscher/in parallel und entscheidet dabei

schrittweise, welche Daten als nächstes erhoben werden sollen. Die Auswahl hat dabei im Sinne der theoretischen Relevanz für die jeweilige Forschung zu erfolgen. Es handelt sich also dabei nicht um ein Sampling im statistisch repräsentativen Sinne (erreichbar durch eine Zufallsauswahl), sondern ein Sampling, das die „Kriterien des minimalen und maximalen und Kontrastierens“ von Daten innerhalb des erhobenen Korpus ermöglicht:

„Theoretisches Sampling garantiert das Aufspüren von Variation, Prozess und auch Dichte.“ (Strauss/Corbin 1996: 150; vgl. Keller 2007: 109)

Es ist wichtig beim Betreiben gegenstandsverankerter Sozialforschung den Prozess der Datenerhebung, der -kodierung und der -analyse zeitlich nicht voneinander zu trennen, sondern ineinander übergreifen zu lassen (vgl. Glaser/Strauss 2005: 53-83, vgl. Strauss/Corbin 1996: 148-165)

Neben dem Konzept des theoretischen Samplings ist das letztliche Kodierverfahren als methodische Vorgehensweise das Herzstück der Grounded Theory. Diesbezüglich setzten die Entwickler der Grounded Theory, Strauss und Glaser, jeweils unterschiedliche Schwerpunkte. (vgl. Strauss/Corbin 1996, Glaser 1992)

Keller plädiert jedoch für eine Adaption an diskursanalytische Zwecke:

„Es geht dabei nicht darum, diese Konzepte im Verhältnis 1:1 in die Diskursforschung zu übernehmen.“ (Keller 2007: 94)

Beispielsweise würde sich eine genaue Befolgung des von Strauss und Corbin entwickelten Kodierschemas im Rahmen einer Diskursanalyse als wenig geeignet erweisen, da bereits der diskursanalytische Rahmen die Daten strukturiert bzw. ordnet und somit ein Codierschema, dass darauf ausgelegt ist die strukturellen Beziehungen zwischen den vergebenen Codes zu ermitteln (durch axiales codieren) überflüssig macht.

In dieser Analyse wurde daher, im Sinne Kellers Vorschlag, eine lose Orientierung am Codierprozess der Grounded Theory befolgt: Zuerst wird offen codiert, das heißt der Korpus wird inhaltlich aufgebrochen, untersucht und kategorisiert. (vgl. Strauss/Corbin 1996: 43f.) Die Texte werden nach und nach in einzelne Textfragmente aufgebrochen. Für die Textfragmente werden Codes vergeben, die ihre Charakteristika beschreiben. Zusätzlich wird zu jedem vergebenen Code ein Memo verfasst, das erläutert, wann der betreffende Code vergeben wird. Codes sind niemals endgültig festgelegt und können sich daher bis zum Abschluss des Kodierverfahrens ändern.

Sind alle im Sinne der Fragestellung der Analyse relevanten Textfragmente codiert, wird ersichtlich, welche Textfragmente zusammen einem Code zuzurechnen sind und somit eine gemeinsame Sinneinheit ergeben, sowie mit welchen Häufigkeiten sämtliche Codes im Datenkorpus vertreten sind. Die Codes, die die größten Häufigkeiten und somit auch die größte diskursive Relevanz aufweisen werden, zusammen mit den dazugehörigen Textstellen einer tiefergehenden Interpretation unterzogen.

5.2. DAS QUALITATIVE GESPRÄCH

Ein Teil des, der Analyse zu Grunde liegenden, Datenkorpus besteht aus selbst durchgeführten Gesprächen, deren Planung und Konzeption sich an Froschauer/Lueger (2003) orientiert.

Froschauer/Lueger ziehen dem Begriff des *Interviews* den des *Forschungsgesprächs* vor, da dieser eine weniger formalisierte Gesprächsform signalisiert, in der mehr das Gesprächsklima und weniger die Umsetzung technischer Anforderungen im Vordergrund stehen. (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 14) Den Anspruch eines qualitativen Interviews erfüllen solche Gespräche, „die sich in einer sehr offenen Weise einer nur grob umrissenen Thematik annähern und den befragten Personen einen sehr weiten Gestaltungsspielraum einräumen.“ (ebd.: 34)

Erst so wird ermöglicht, einen Einblick in und ein Verständnis für die Lebenswelten der Gesprächspartner/innen zu erhalten. Im Rahmen qualitativer Forschungsgespräche sind die befragten Personen immer Expert/innen. Je nach Forschungsschwerpunkt, können dabei drei Typen von Expertise im Vordergrund stehen: Systeminterne Handlungsexpertise (=konkretes Handlungswissen), feldinterne Reflexionsexpertise (=abstraktes, reflexives und relationales Wissen) und externe Expertise (=theoretisches Wissen). Für die interpretative Sozialforschung sind vor allem die ersten beiden Wissensformen besonders interessant, da es sich dabei um praktisches Wissen handelt. Theoretische Expertise reproduziert hingegen nur bereits verfügbares Wissen (vgl. ebd. 34ff).

Das gesammelte Gesprächsmaterial kann dabei grundsätzlich drei Funktionen erfüllen, die stufenweise ineinander übergehen:

- Die genaue Deskription eines sozialen Phänomens.
- Die Inspektion eines Phänomens in seinem Kontext, bzw. im Zusammenhang mit anderen Phänomenen.

- Die Reflexion bestimmter Themen und Generierung entsprechender neuer Sichtweisen. (vgl. ebd.: 40)

In einer sorgfältigen Interviewplanung muss abgeklärt werden:

- Welche Zugangsmöglichkeiten zum sozialen Feld bieten sich an und welche davon erscheinen geeignet, erste Kontakte im Feld aufzubauen?
- Wer wird für die Interviews ausgewählt und auf welche Weise können die Gespräche zur Informationsgenerierung beitragen? (vgl. ebd.: 64)

Was die Gesprächsführung betrifft, so ist es wichtig auf einen offenen Gesprächsrahmen zu achten und Ja/Nein-Antworten der Gesprächspartner/innen so gut wie möglich auszuschließen. (vgl. ebd.: 61) Um spezifische „Zugzwänge“ des erzählenden Kommunikationsschemas zur Geltung zu bringen, ist Zurückhaltung der interviewenden Person erforderlich:

- Der Gestalterschließungszwang beschreibt die Notwendigkeit, als interviewte Person eine umfassende, verständliche Darstellungsform zu finden, die für die Nachvollziehbarkeit der Aussagen wichtige Anknüpfungspunkte enthält.
- Der Kondensierungszwang fordert von der interviewten Person eine Informationsselektion, die sich auf relevante Inhalte konzentriert.
- Der Detaillierungszwang meint die Notwendigkeit, eine Erzählung durch entsprechende Details plausibel und nachvollziehbar zu machen. (vgl. Schütze/Kallmeyer in: ebd.: 71)

5.3. VORGEHENSWEISE IM DETAIL

5.3.1. GEWINNUNG DES DATENKORPUS

Die Durchführung einer Diskurs- und Dispositivanalyse setzt die Verfügbarkeit diskursiv produzierten Materials voraus, das einer Analyse unterzogen werden kann. Da es sich in der vorliegenden Arbeit um die Analyse eines *Spezialdiskurses* – nämlich eines *Wissenschaftsdiskurses* – handelt, der zu einem Gutteil wissenschaftsintern ausgetragen wird, war eine systematische Medienanalyse (im Sinne einer Zeitungsanalyse) keine Option. Die Gewinnung des Datenkorpus bediente sich daher mehrerer Materialquellen:

- 1) Wissenschaftliche Publikationen sowie ergänzende Zeitungsartikel und Zeitungsinterviews (Erhebungszeitraum: März 2009 bis Februar 2010).
- 2) Selbst durchgeführte Gespräche mit Wissenschaftler/innen (Erhebungszeitraum: Jänner 2009 bis Jänner 2010).

Die Hauptschwierigkeit der Korpusgewinnung war die Unbestimmbarkeit einer im Sinne der Fragestellung relevanten Grundgesamtheit. Einerseits lässt sich eine Grundgesamtheit sämtlicher wissenschaftlicher Publikationen nicht bestimmen, andererseits hätte die Analyse von Diskursbeiträgen aus einer festgelegten Zeitschriftenauswahl den Diskurs in seiner qualitativen Bandbreite nur sehr unzureichend oder gar nicht erfassen können. Es handelt sich beim analysierten Diskurs wie gesagt nicht um einen medial gebündelten, sondern einen an disparaten Orten auftretenden (und weder national noch disziplinär abgrenzbaren) Diskurs, der auch als solcher behandelt werden musste.

ad 1: Auf der Grundlage bereits gelesener Artikel, die dem interessierenden Diskurs zugeordnet werden konnten, wurden diverse Datenbanken, Zeitschriftenkataloge sowie die google tools „Google Books“ und „Google Scholar“ mit diskursspezifischen Stichworten nach weiteren Diskursbeiträgen durchsucht. Zusätzlich wurden die erhobenen Beiträge im Sinne eines Schneeballverfahrens nach Verweisen auf andere Diskursbeiträge durchsucht bis der Korpus den Ansprüchen des *Theoretischen Samplings* (ausreichende Materialdichte bei gleichzeitiger Materialvariation, siehe Kapitel 5.1. dieser Arbeit) genügte. Es wurde zudem

versucht, diskursive Beiträge in mehreren Sprachen zu erfassen, weswegen die Stichwortsuche neben Deutsch auch auf Englisch, Dänisch, Schwedisch, Norwegisch und Französisch erfolgte.

ad 2: In Ergänzung zu diesem Textmaterial, wurden Gespräche mit Wissenschaftler/innen geführt um so an Diskursmaterial zu gelangen, das die Sichtbarmachung von Argumenten aus dem informelleren wissenschaftlichen Kontext ermöglichte. Informell meint hier, dass es sich beim Gesprächsmaterial um Diskursbeiträge handelt, die sich – anders als das in 1) beschriebene Diskursmaterial – keinen Publikationskriterien und -formalitäten unterordnen müssen und so einen genuinen Einblick in die wissenschaftsinterne Diskurssseite liefern können. Zudem konnte mit den Gesprächen eine Validierung des – in 1) beschriebenen Textmaterials sichergestellt werden. Insbesondere für die Analyse konkreter diskursrelevanter Handlungspraxen war das Gesprächsmaterial unerlässlich.

Es wurden insgesamt sechs Wissenschaftler/innen (zwei Frauen und vier Männer) interviewt. Um ein Gespräch angefragt wurde entweder persönlich oder per Email. Bei der Gesprächsauswahl wurde darauf geachtet, dass die Befragten möglichst über systeminterne Handlungsexpertise und feldinterne Reflexionsexpertise verfügen. Ebenso wurde darauf geachtet, dass die befragten Wissenschaftler/innen selbst aktiv forschend und publizierend tätig sind (also nicht nur in der universitären Lehre aktiv). Vier der sechs Befragten beschäftigen sich darüber hinaus nicht nur im informellen wissenschaftlichen Kontext, sondern auch öffentlich reflexiv (in Form von publizierten Artikeln, Sammelbandbeiträgen und Interviews) mit der Thematik der Standardisierung wissenschaftlicher Publikationskultur. Darüber hinaus wurde in der Gesprächsauswahl geachtet auf eine möglichst große Bandbreite an

- institutioneller Zugehörigkeit,
- Forschungsfeldern und -interessen, sowie
- wissenschaftlichen Kulturräumen geachtet.

Der Gesprächsleitfaden war offen gehalten und wurde von Interview zu Interview teilweise adaptiert, bzw. ergänzt. Eingeleitet wurden die Gespräche mit der Frage: *„Zur Lage der Forschungslandschaft in den Geistes- und Sozialwissenschaften: Wie lauten Ihre Einschätzungen zur momentanen Situation?“*

Gesprächsüberblick:

- *Interview 1* (10. Jänner 2009): Linguist mit Professur an der Universität Berlin und Gastprofessur an der Universität Wien. Dauer: 1 Stunde.
- *Interview 2* (25. Juni 2009): Germanist und Übersetzer mit Lektoratstätigkeit an der Universität Paris 8 St. Denis. Dauer: 1 Stunde 30 Minuten.
- *Interview 3* (6. September 2009): Psychologin mit Professur an der FU Berlin. Dauer: 1 Stunde 30 Minuten.
- *Interview 4* (19. Dezember 2009): Kommunikationswissenschaftler mit Assistenzstelle an der Universität Aachen. Dauer: 1 Stunde 15 Minuten.
- *Interview 5* (14. Jänner 2010): Linguist mit Professur an der Universität Wien. Dauer: 45 Minuten.
- *Interview 6* (30. Jänner 2010): Kommunikationswissenschaftlerin mit Professur an der Universität Zürich. Dauer: 40 Minuten.

Die Interviews wurden mit Ausnahme des fünften Gesprächs (bei dem Simultannotizen gemacht wurden) aufgezeichnet und für die Analyse transkribiert.

5.3.2. CODIERSCHRITTE

Im Sinne des im Kapitel 5.1. dargestellten offenen Codierens der Grounded Theory wurden die gesammelten Texte und Transkripte gelesen und in einzelne Textfragmente aufgebrochen. Gleichzeitig wurde begonnen, die Textfragmente mit Codes zu beschreiben, die die „Essenz“ des jeweiligen Fragments möglichst prägnant wiedergeben sollte. Die Codes waren dabei bis zum Ende des Codierprozesses nicht endgültig. Mit jeder weiteren erfassten Textstelle des Korpus wurden die Codes optimiert, bis die in der Diplomarbeit dargestellte Auswahl erzielt wurde. Für die finale Codeauswahl wurden jene Codes vernachlässigt, denen nur eine relativ geringe Anzahl an Textfragmenten zugeordnet werden konnte.

6. ERGEBNISSE

Im Anschluss an die Darstellung der *institutionellen Rahmenbedingungen* des Diskurses in Kapitel 3, sowie die Skizzierung der wissenschaftlichen Publikation als ein *Diskursfeld* in Kapitel 4 wird im vorliegenden Kapitel, auf Basis der in Kapitel 5 erläuterten methodischen Grundlage, die Analyse der den Diskurs konstituierenden *Diskurspositionen und -argumente* dargestellt.

Nach Jäger (siehe Kapitel 2.2.4 dieser Arbeit) gibt es zwar theoretisch eine nach oben hin offene Zahl an verschiedenen Meinungsstandpunkten innerhalb eines Diskurses, doch kommt es praktisch meist zu einer *Homogenisierung* dieser Diskurspositionen – speziell, wenn es sich um *hegemonialisierende Diskursstrukturen* (siehe Kapitel 2.2.3. dieser Arbeit), wie im Falle dieser Analyse, handelt. Homogene Diskurspositionen sind demnach als Hinweis auf das Vorhandensein hegemonialisierender Tendenzen zu verstehen. Die Hegemonialisierung des Diskursfeldes hat in der vorliegenden Analyse zur Folge, dass sich zwei entgegengesetzte, in sich homogene Diskurspositionen herausbilden: Kritisierte Herrschaftsdiskurs und kritisierender Gegendiskurs.

Die aktuelle Publikationspraxis basiert auf den *Diskursregeln eines Herrschaftsdiskurses*, der die Handlungsweisen der beteiligten Akteur/innen *diskursiv und nicht-diskursiv* reguliert.

Der *Gegendiskurs* auf der anderen Seite bringt diskursive Argumente gegen den Herrschaftsdiskurs vor. Durch die Äußerung dieser diskursiven Kritik wird der Herrschaftsdiskurs erst in seiner hegemonialisierenden Wirkung benannt.

Der Status Quo der wissenschaftlichen Publikationspraxis befindet sich somit in einem Spannungsfeld zwischen Diskurs und Gegendiskurs.

Üblicherweise lassen sich diskursive Argumente konkreten Akteursgruppen zuordnen. Im Fall der gegenständlichen Analyse ist dies nur bedingt möglich. Der Herrschaftsdiskurs wird institutionell gestützt (eine Eigenschaft, die seine hegemoniale Kraft bestätigt), wird jedoch nicht ausschließlich von den Institutionen geführt. Der Gegendiskurs hat keine institutionelles „Rückgrat“, geht also eher von diskursiven Initiativen einzelner Wissenschaftler/innen aus.

Während eine Zuordnung der Diskursposition zu konkreten Akteursgruppen nicht möglich ist, lassen sich die beiden Diskurspositionen jedoch klar durch ihre opponierenden *Legitimationsgrundlagen* unterscheiden.

Eine Diskursanalyse, wie sie hier versucht wurde, erfordert das Herunterbrechen des Untersuchungsgegenstands auf seine diskursiven Teilelemente:

Schritte der Diskursanalyse

- In einem ersten Schritt wurden mit Herrschaftsdiskurs und Gegendiskurs zwei Diskurspositionen voneinander unterschieden, die auf voneinander verschiedenen Legitimationsgrundlagen basieren.
- In einem weiteren Schritt wurden die beiden Diskurspositionen ihrerseits jeweils auf einzelne Diskursstränge heruntergebrochen, das heißt es wurde versucht, die einzelnen, zur Diskursposition verbundenen diskursiven Argumente (sowohl von Herrschaftsdiskurs als auch vom Gegendiskurs) mithilfe der in Kapitel 5.1. dieser Arbeit dargestellten „Werkzeugkiste“ der Grounded Theory analytisch isolieren.
- Zudem wurden die Diskurspositionen auch in Hinblick auf ihre *rhethorischen* Argumentationsstrategien analysiert.

Die Diskursanalyse wurde um eine *Dispositivanalyse* erweitert, die sich an Jägers Vorschlägen (siehe Kapitel 2.2.4. dieser Arbeit) orientiert, jedoch an den Untersuchungsgegenstand angepasst wurden.

Diskurse stellen kein unabhängig existierendes Phänomen dar. Diskurse sind Teile von und Voraussetzung für Dispositive. Der hier analysierte hegemoniale Diskurs steht also nicht alleine, sondern tritt als Element eines hegemonialen *Dispositivs* der Publikationspraxis auf.

Jäger schlägt vor, im Rahmen einer Dispositivanalyse drei zentrale Durchlaufpunkte zu beachten. Jägers dritter Punkt, die *Analyse der Gegenstände*, war für die handlungszentrierte Fragestellung, der diese Arbeit nachgeht jedoch nicht sinnvoll, sodass das Dispositiv der Publikationspraxis in den folgenden beiden Schritten analysiert werden kann:

1. Diskursive Praxen (=Argumente des Herrschaftsdiskurses die, wie bereits dargestellt, einer Diskursanalyse unterzogen wurden).
2. Nicht-diskursiven Handlungspraxen, die den vom Herrschaftsdiskurs postulierten Regeln gehorchen und diesen handelnd bestätigen und verstärken.

Wie auch in der Diskursanalyse, wurde in der Dispositivanalyse mit Analysestrategien der Grounded Theory gearbeitet. Während in der Diskursanalyse einzelne *diskursive Argumente* zu *Diskurssträngen* gebündelt wurden, wurden in der Dispositivanalyse einzelne *Handlungspraxen* zu *Handlungssträngen* zusammengefasst.

6.1. DISKURSDISPOSITION DES (HERRSCHAFTS-)DISKURSES

Im Rahmen der Diskursanalyse konnten der Diskursposition des Herrschaftsdiskurses drei Diskursstränge zugeordnet werden. Die Themenbandbreite der hegemonialen Diskursposition fällt somit wesentlich geringer als die des Gegendiskurses mit sechs Diskurssträngen. Grund dafür ist die Tatsache, dass der Herrschaftsdiskurs, der immer wieder durch Handlungspraxen rückbestätigt wird, nicht in dem Maße argumentative „Überzeugungsarbeit“ leisten muss wie der Gegendiskurs.

6.1.1. DISKURSSTRANG: DEM VORBILD DER NATURWISSENSCHAFTEN FOLGEN

Der Herrschaftsdiskurs ist geprägt von immer wiederkehrenden Verweisen auf die naturwissenschaftliche Forschung, deren Publikationspraxis bereits großflächig formal und sprachlich standardisiert ist. Sozial- und geisteswissenschaftliche Forschung wird dabei oft mit der Forderung konfrontiert, dass eine Entwicklung in diese Richtung erforderlich und erwünscht sei. Dieser Forderung liegt eine Ordnung der Wissenschaften zugrunde, die die „harten“ Naturwissenschaften als wissenschaftlicher als die „weichen“ Geistes- und Sozialwissenschaften einstuft:

[1]⁸ „*This stratification is based on how knowledge within each discipline is structured: specifically, how the organization and cohesion of each discipline facilitate the development of knowledge within that field. In general, the 'hard sciences' are seen to be better organized and structured than the 'soft sciences' and therefore more efficient at developing and building on knowledge.*“ (Najman/Herwin 2003: 63)

⁸ Für eine bessere Übersicht wurden die zitierten Diskursstränge durchnummeriert.

Gemäß dieser Ordnung befinden sich die Naturwissenschaften bereits in einem ausgereiften Wissenschaftsstadium, während die Geistes- und Sozialwissenschaften in ihrer Entwicklung nachhinken:

[2], „The interaction of largely unpredictable beings with other largely unpredictable beings produces great scope for instability and uncertainty. Most of the social sciences are relatively young, and scarcely organized as coherent disciplines.” (Line 2000: 177)

Die Überzeugung, eine stärkere Orientierung der „weichen“ Wissenschaften an „harten“ naturwissenschaftlichen Methoden wäre entwicklungsfördernd, setzt sich auch in der Forderung nach „gleichen Bedingungen für alle“ fort. So begründet der Präsident des Österreichischen Fonds zur Förderung wissenschaftlicher Forschung (FWF) die Umstellung der offiziellen Einreichsprache für Anträge im geistes- und sozialwissenschaftlichen Bereich von Deutsch auf Englisch mit dem Hinweis auf naturwissenschaftliche Anträge, die bereits zu einem früheren Zeitpunkt auf *English only* umgestellt haben:

[3], „Der zweite Grund liegt in unserem Bekenntnis zur Gleichbehandlung aller AntragstellerInnen. Auch für eine/n NaturwissenschaftlerIn wird es oft leichter sein, einen Antrag auf Deutsch, d. h. in der Muttersprache, zu schreiben. Wenn man davon ausgeht, dass sich die meisten von uns in ihrer Muttersprache leichter und präziser ausdrücken können, so führt die Möglichkeit, Anträge auf Deutsch einzureichen, zu einem Wettbewerbsvorteil gegenüber jenen, die sich mit dem Englischen herumquälen müssen.“ (Kratky 2009: 24)

Geistes- und Sozialwissenschaften stehen gemäß dieses diskursiven Arguments im Zugzwang gegenüber den Naturwissenschaften – in einer fachlich-methodischen sowie in einer administrativen Dimension. Gefordert wird eine Angleichung an internationale Standards und damit auch eine Teilnahme am internationalen Wettbewerb, wie in den Naturwissenschaften bereits vollzogen.

6.1.2. DISKURSTRANG: INTERNATIONALER DIALOG UND WETTBEWERB

Direkt an das Argument, es wäre im Sinne der Geistes- und Sozialwissenschaften sich an naturwissenschaftlichen „best practices“ zu orientieren, schließt das Argument der Notwendigkeit der Bereitschaft international zu agieren an. Nicht auf Englisch zu publizieren wird als ein „sich nicht dem internationalen Wettbewerb stellen wollen“ (vgl. Kocka 2005: 21) interpretiert.

Die Mehrsprachigkeit von Forschung wird in diesem Zusammenhang als „linguistisches Hindernis“ für den internationalen Kommunikationsfluss angesehen, das es zu überwinden gilt. Das Publizieren in englischen Journals schaffe hingegen die beste Basis für einen internationalen Wissenschaftsdialog. Ein spanischer Forscher im Feld der Evaluationsforschung argumentiert:

[4], „In an attempt to build a worldwide evaluation community, English evaluation journals are best positioned to promote international dialogue and increasingly provide international exchanges that deepen and enrich the evaluation field. [...] Results show, that – in spite of the efforts made – national, continental, and linguistic boundaries are still hindering the international exchange in the journals.“ (Díaz-Puente et al 2007: 399)

In Diskursfragment 4 schreibt der Autor von dem Ziel, eine weltweite Wissenschaftsgemeinschaft (in seinem Tätigkeitsbereich der Evaluationsforschung) zu schaffen. Nationale, kontinentale und linguistische Grenzen seien zu überwinden um den internationalen Dialog zu fördern. Der internationale Dialog wird also gegenüber dem nationalen Dialog priorisiert. Für Wissenschaftler/innen sei es essenziell, über nationale Grenzen hinweg vor allem international „sichtbar“ zu sein:

[5], „Da die internationale Wissenschaftssprache Englisch ist, erscheinen derzeit alle international führenden Fachzeitschriften in der Psychologie in englischer Sprache. [...] Regelmäßige Publikationen in den international führenden Zeitschriften des jeweiligen Fachgebietes sind ein zentrales Instrument der Sichtbarmachung der deutschen Forschung. Wir wollen, dass in diesen Medien häufiger als bisher publiziert wird und dass diejenigen, die dort publizieren, belohnt werden. Publikationen in den international führenden Zeitschriften sollten ein zentrales Kriterium für die Drittmittelförderung durch die DFG und für Berufungen auf Professorenstellen sein. Darüber hinaus vergrößern sie die ‚Marktchancen‘ eines Bewerbers auch für Stellen im Ausland.“ (Gigerenzer et. al. 1999: 4)

Aus dem zitierten Abschnitt geht hervor, wie wichtig ein regelmäßiges Publizieren in international führenden Zeitschriften eingestuft wird. Die Verfasser fordern in dieser 1999 verfassten Schrift eine (mittlerweile bereits weitläufig praktizierte) Belohnung für Wissenschaftler/innen, die bereit sind, durch internationales Publizieren die (in diesem Falle deutsche) Psychologie sichtbarer zu machen. Gefordert werden Vorteile bei der Vergabe von Drittmitteln, sowie von Professuren.

Auch der österreichische „Fonds zur Förderung Wissenschaftlicher Forschung“ (FWF) fordert den „Ausbau von international vergleichbaren Leistungskriterien und Berücksichtigung dieser Kriterien bei Stellenbesetzungen und Mittelvergaben.“ (FWF 2008:18)

6.1.3. DISKURSTRANG: EXZELLENZ

Der Begriff der Exzellenz im Wissenschaftskontext ist im Wesentlichen mit dem der wissenschaftlichen Elite gleichzusetzen. Der Exzellenzbegriff impliziert jedoch in geringerem Maße das Bestehen eines Zwei-Klassen-Systems in der Forschung und wird daher bevorzugt eingesetzt. (vgl. Münch 2007: 305)

Der Diskursstrang zur Exzellenzforschung hat sein Zentrum in bundesdeutschen Diskursbeiträgen und sein Epizentrum im *deutschsprachigen* Raum. Grund dieser Konzentration ist das Bestehen eines den Diskurs prägenden *diskursiven Ereignisses* (siehe dazu Kapitel 2.2.4. dieser Arbeit) innerhalb des bundesdeutschen Diskursraumes: Die so genannte „Exzellenzinitiative“ und das damit verbundene deutschlandweite Auswahlverfahren für die Ernennung von „Exzellenzuniversitäten“, wurde nicht nur forschungsintern debattiert, sondern auch medial intensiv behandelt und kann daher im Sinne der Diskursanalyse Jägers als *diskursives Ereignis* gewertet werden.

Die verantwortliche Institution „Deutsche Forschungsgemeinschaft“ (DFG) äußert sich folgendermaßen auf ihrem Webportal:

[6]„Die Forschung an den deutschen Universitäten sollte durch einen Wettbewerb nachhaltig gestärkt, der Wissenschaftsstandort Deutschland im weltweiten Vergleich wieder sichtbar gemacht werden. Das waren hochgesteckte Ziele, umso mehr, als man damit Abschied nahm von der lange gehegten – und verhängnisvollen – Vorstellung, alle Universitäten seien gleich und müssten gleich behandelt werden. Stattdessen setzte die Exzellenzinitiative nun gezielt auf Ungleichheit und auf die Förderung der so lange verpönten Elite.“

(DFG-Präsident Kleiner auf: exzellenz-initiative.de/exzellenzinitiative)

Der Beitrag spricht von einem Abschied von der verhängnisvollen Vorstellung der Gleichheit und Gleichbehandlung aller Universitäten und legt damit nahe, dass es sich dabei um ein veraltetes, ineffizientes Weltbild gehandelt hat, das mit der deutschen Exzellenzinitiative glücklicherweise ad acta gelegt werden konnte. Der Beitrag bekennt sich selbstbewusst zur Ungleichbehandlung von Universitäten und zur „lange verpönten“ Förderung von Eliten.

Österreich als eines der deutschsprachigen Epizentren des diskursiven Ereignisses, zeigt Interesse an der Exzellenzinitiative und ist bereits bemüht, ähnliche Maßnahmen für die österreichische Forschungslandschaft durchzusetzen. In einer Presseaussendung des FWF heißt es:

[7], „Österreich hat mit den Exzellenzclustern die Chance, stärker als bisher als Ort anerkannter Spitzenforschung zu gelten. Das ist in Zeiten des immer härter werdenden Wettbewerbs um die besten Köpfe unabdingbare Voraussetzung, um als Wirtschaftsstandort attraktiv zu bleiben.“ (FWF-Presseaussendung 8.4.2010)

In diesem Diskursfragment wird das Potenzial von Exzellenzclustern benannt. Es handelt sich dabei um die verstärkte Förderung bestimmter Forschungsstandorte, so genannter Cluster. Der Diskurs sieht in der Schaffung dieser die Möglichkeit, im internationalen Wettbewerb als Forschungsstandort sichtbar und als Wirtschaftsstandort attraktiv zu bleiben. Die enge Bindung des Diskurses an wirtschaftliche Überlegungen wird hier konkret benannt.

6.1.4. LEGITIMATIONSGRUNDLAGE UND RHETHORIK

Legitimationsgrundlage

Jeder Diskurs verfügt über eine Legitimationsgrundlage, also eine paradigmatische Vorstellung, die sinngebend für seine Argumentationslinie ist. Die Legitimationsgrundlage des Herrschaftsdiskurses kann im *marktorientierten Managerialismus* gesehen werden: Der Wissenschaftsbetrieb wird als wirtschaftendes Unternehmen wahrgenommen, das ebenso wie jedes andere Unternehmen durch gute Unternehmensführung (Management) zu hohen Performanzleistungen optimiert werden kann. Die Effizienz der Forschungsbetriebe soll mittels Leistungsindikatoren messbar gemacht werden um als Unternehmen im globalen Wettbewerb bestehen zu können. Diese Vorstellung ist Basis für den Typus der „unternehmerischen“ oder der „marktorientierten“ Universität, die das Ideal der Humboldtschen Universität weitgehend abgelöst hat:

[8], „Eine unternehmerische Universität ist nicht hinter wirtschaftlichem Erfolg her. Sie verfolgt das Unternehmensziel der Wissenschaftlichkeit, aus dem sich die ganze Agenda ableitet: Lehre, Forschung, akademische Schulung, Fort- und Weiterbildung. Dieses Ziel lässt sich in ständiger inhaltlicher Erneuerung aber nur erreichen, wenn auch Klarheit über Aufwand, Kosten und Leistung besteht. Ein guter Unternehmer meistert Misserfolge und Durststrecken. Er handelt nicht willkürlich, sondern orientiert am Unternehmensziel.“ (Herrmann 2005: 6)

Rhethorik

An Diskursfragment 8 lässt sich auch die rhetorische Strategie des Herrschaftsdiskurses ablesen. Er arbeitet mit einer *Sachzwangsrhethorik*, die an pragmatische Vernunft appelliert. Die Wissenschaftspolitik steht demnach unter dem Sachzwang aktueller Be-

dingungen, die erfordern, dass Universitäten sich „Klarheit über Aufwand, Kosten und Leistung“ verschaffen um das „Unternehmensziel“ erreichen zu können. Anstatt den Zustand zu beklagen — gilt es, mit Unternehmensgeist zu wirtschaften und sich an Marktbedingungen anzupassen um sich so zukunftsorientiert „ständig inhaltlich zu erneuern.“ Die Bezeichnung von Universitäten als „Unternehmen“, impliziert per definitionem eine planvoll organisierte Wissenschaftseinheit, die Güter und Dienstleistungen herstellt bzw. absetzt (vgl. Hagen 2000).

6.2. DISKURSDISPOSITION DES GEGENDISKURSES

Der Gegendiskurs nimmt im diskursiven Gefüge eine mahnende Rolle ein und kritisiert die Bedingungen, unter denen im Wissenschaftssystem geforscht und publiziert wird. In seiner Rolle als „Herausforderer“ des Herrschaftsdiskurses und entsprechend seines problemorientierten Anspruchs fällt seine Argumentationsbandbreite (=Anzahl der Diskursstränge) umfassender aus als die des Herrschaftsdiskurses.

6.2.1. DISKURSSTRANG: KREATIVITÄTSEINBUß

Eines der Argumente, die den Gegendiskurs prägen, ist, dass sich die gegebenen Bedingungen, unter denen geforscht wird, negativ auf die Produktion wissenschaftlicher Erkenntnisse auswirken muss. Die Wissensproduktion wird in diesem Zusammenhang als kreativer Prozess verstanden, der unter möglichst freien Bedingungen ablaufen können soll. Tendenzen zu Standardisierung und Outputkontrolle haben eine kreativ „tote“ Zeit hervorgebracht:

[9]„Ich habe das Gefühl, dass die entscheidenden Impulse eigentlich schon vor längerer Zeit entstanden sind und dass es irgendwie im Moment eine tote Zeit ist. Foucault ist tot, Derrida ist tot und es gibt in der letzten Zeit eigentlich kaum neue Forschungsansätze.“ (Interview 2: 1)

In diesem Interviewabschnitt beschreibt der Gesprächspartner die gegenwärtige sozial- und geisteswissenschaftliche Forschung als „tote Zeit“, die sich durch einen Mangel an neuen Forschungsansätzen auszeichnet. Es fehlt an wissenschaftlichem Nachwuchs von der Durchschlagkraft ehemaliger Größen wie Foucault oder Derrida, die die Wissenschaft mit neuen Ansätzen und Ideen bereichern.

Die Ursache für diesen wissenschaftlichen Kreativitätsmangel, der sich in eine Ebbe neuer Forschungsansätze äußert, sieht eine andere Interviewte in der Verschulung des

Studiums – also in der Ausbildungsstätte des wissenschaftlichen Nachwuchses – verankert.

[10], „Exzellenz- und Verschulungsstudium in den Geistes- und Sozialwissenschaften, das hat Konsequenzen. Für freies Denken, Entwickeln, Spaßhaben, selbst sich Reinformen, das wird durch solche Bedingungen extrem erschwert. Das könnte so einen Angleichungsprozess geben, zu denen, die eh schon lange verschult waren.“ (Interview 3: 2)

Die Interviewte beschreibt die momentanen Studienbedingungen als Exzellenz- und Verschulungsstudium mit Konsequenzen. Es handelt sich dabei um wenig ideale Rahmenbedingungen, die in den wissenschaftlichen Kreativitätsprozess als Störquellen eingreifen. Mit „Verschulung“ meint die Interviewte universitätspolitische Maßnahmen, die den Studien- und allgemein den Universitätsbetrieb zunehmend schulischer gestalten, wie etwa das zunehmende Ersetzen der freien Kurswahl durch relativ fixe Studienpläne. Die Interviewte äußert die Vermutung, dass eine solche Störung auf Dauer nicht ohne Folgen bleiben wird. Für sie beginnt die Gefährdung der Kreativität der Forschung also bereits im Ausbildungsweg der Nachwuchswissenschaftler/innen.

Die kreativitätseinschränkenden Bedingungen der Ausbildung setzen sich schließlich im wissenschaftlichen Berufsalltag fort:

[11], „Durch zu starke, enge (Selbst)-Kontrollmechanismen werden Zeit und Freiraum eingeschränkt und damit auch Kreativität. Und wir sind uns dieser Konsequenzen indirekt auch bewusst: Denn sonst würden wir nicht eigene Exzellenzprogramme ins Leben rufen, die ausgewiesenen Forschern genau diese Freiräume wieder zurückgeben sollen. Konkret bedeutet dies aber auch dass eine Zwei-Klassen-Forschungsgemeinschaft geschaffen wird: Die Exzellenz, welche unter freieren Bedingungen arbeiten und denken kann und die ‚normalen Forscher‘, die den Systemkräften in vollem Maße ausgesetzt sind.“ (Felt 2009 auf: derstandard.at)

Die zunehmende Implementierung von Kontrollmechanismen im Wissenschaftssystem schränken Zeit und Freiraum ein. Es wird suggeriert, dass Kreativität durch den Zeitdruck, unter dem die Forschungsgemeinschaft steht, verunmöglicht wird. Felt weist jedoch darauf hin, dass sich verantwortliche Institutionen dieser Konsequenzen bewusst sind, allerdings nur „indirekt.“ Indirekt, da nicht versucht werde die eingeführten Kontrollmechanismen allgemein, also auf direktem Wege, wieder zurückzuschrauben. Anstattdessen werde ein Lösungsweg umgesetzt, der nur einem Teil der Forscher/innen mehr Zeit und Freiheit zuspricht. In diesem Zusammenhang spricht Felt von einer Zwei Klassen-Gesellschaft innerhalb der Forschungsgemein-

schaft: Während Forscher/innen im Rahmen von Exzellenzinitiativen maximierten Handlungsspielraum genießen, muss im wissenschaftlichen Normalbetrieb unter voller Wirkung der „Systemkräfte“ (also unter zweitklassigen Bedingungen) gearbeitet werden.

Diesen Systemkräften voll ausgesetzt, sei es aufgrund von Ressourcenmangel letztlich auch nicht möglich, kreative Leistungen zu erbringen:

[12], „Du hast diese Veträge und musst in diesen Veträgen soviel systemkonformen Output schaffen, dass du auf einen Folgevertrag irgendeine Chance hast. Wer unter diesen Bedingungen drinnen ist, hat wenig Ressourcen, wenig Möglichkeiten auch noch Alternativmodelle zu entwickeln und diese dann auch noch mit Inhalt zu befüllen. Weil man durch diese starken Befristungen von Dienstantritt bis Dienstende eigentlich nur darum kämpft, nach Ende dieses befristeten Verhältnisses noch in der Wissenschaft bleiben zu können.“ (Interview 4: 9)

Der Interviewpartner 4 betont die Notwendigkeit für Forscher/innen, systemkonform zu handeln. Mit systemkonformem Output sind wissenschaftliche Publikationsleistungen gemeint, die für das Erhalten einer Karriere im Wissenschaftssystem einen messbaren Wert haben – das sind besonders englischsprachige Publikationen in einer Reihe von international angesehenen, in Zitationsindizes hoch rangierenden Quality Journals.

Anstatt sich also vom eigenen wissenschaftlichen Interesse kreativ leiten zu lassen, muss publiziert werden, was gerade vom System verlangt wird. Der Interviewpartner 4 spricht von einem unentwegten „Kampf“, der „von Dienstanfang bis Dienstende“ nötig sei um in der Wissenschaft (weiter)bestehen zu können.

[13], „Vieles von dem, was dereinst selbstverständlich war, wie etwa die Muße der selbst bestimmten Forschung und Lehre ohne ständiger erbsenzählerischer Leistungsnachweise, ‘Drittmittelleintreibung’ und ‘Lehrevaluation’, gibt es heute nicht mehr. Von früh bis spät, vom Studenten bis zum Professor, befinden sich alle Beteiligten in den verschiedensten Tretmühlen und ‘rat races’. Eine ‘bürokratisch-buchhalterische Verelendung’ der Universitätsangehörigen hat eingesetzt.“ (Svozil 30.11.2009 in: derstandard.at)

Im oben zitierten Diskursfragment 13 wird zur Beschreibung aktueller Forschungsbedingungen eine Tretmühlen-Analogie eingeführt. Dieser Vergleich suggeriert, dass wissenschaftliche Kopfarbeit zunehmend von ‘erbsenzählerischen’ Aktivitäten wie Leistungsnachweisen, Drittmittelbeschaffung und Evaluationen überlagert wird. Um diese universitären Tretmühlen am Laufen zu halten seien von den Universitätsangehörigen mehr mechanische als geistig-kreative Leistungen gefordert.

6.2.2. DISKURSTRANG: VERENGUNG DER THEMENBANDBREITE

Eng mit dem Argument der Kreativitätseinbuße verbunden ist eine vom Gegendiskurs problematisierte Reduktion der Themenbandbreite in wissenschaftlichen Publikationen.

[14], „Diese Geschichte mit den indizierten Journals ist in vielen Fächern etwas, was keinen Sinn macht und auch bei den Journals zu einer Verengung der Themenbandbreite geführt hat, zu einer massiven Verengung eigentlich. Denn kleinere Zeitschriften, die auf Deutsch erscheinen, sind völlig irrelevant für solche Rankings. Die haben dann mit Einreichproblemen zu kämpfen.“ (Interview 2: 4)

Der Interviewpartner 2 kritisiert, dass der Trend in indizierten Journals zu publizieren für viele Disziplinen eine kontraproduktive Entwicklung darstellt. Die Vorgehensweise der Institutionen, das Publizieren in internationalen indizierten Zeitschriften zu fördern, würde insgesamt zu einer starken Verengung der Themenbandbreite innerhalb des wissenschaftlichen Zeitschriftenwesens führen. Der Interviewpartner 2 schafft hier ein Kontrastbild zwischen dem englischsprachigen Journal mit hohem Impact und der „unbedeutenden“ (weil nicht indizierten) deutschen Zeitschrift. Während die deutsche Zeitschrift (als Sinnbild für jede andere, nicht-englischsprachige Zeitschrift) einen Einreichrückgang verzeichnet und somit potenzielle Themengebiete verliert, konzentrieren sich Forscher/innen auf die Publikation in einer begrenzten Anzahl an so genannten Top Tier Journals, in denen eine Publikation institutionell erwünscht ist. Wie für eine Zeitschrift üblich, besitzen auch diese „top tier“-Journals gewissen Schwerpunkte (methodisch, thematisch oder paradigmatisch), an denen sich die Einreichenden orientieren:

[15], „If [...] researchers aspire to publish in these top-ranked journals, with all the benefits this confers, they must inevitably engage with the debates and paradigmatic positions that these journals support“ (Legge 2001: 34)

Neben dem Schwerpunkt, an dem sich die Artikel orientieren müssen, geht es auch darum, die Gutachter/innen von der eigenen Arbeit zu überzeugen. Damit dies gelingt, müssen bestimmte Standards eingehalten werden:

[16], „Referees like the assurance of the familiar. [...] It is not enough for the authors who wish to publish in quality journals to conduct anodyne research, their papers must actually look anodyne: no chance can be taken with vocabulary, grammar or expression that might be unfamiliar to a referee“ (Macdonald 2007: 705ff)

Diskursfragment 16 bezieht sich hier auf Untersuchungen, die gezeigt haben, dass Gutachter/innen jene Artikel besser bewerten, die ihren eigenen Meinungen bestätigen.

Zusätzlich weist Interviewpartner 4 im Interview auf die Konkurrenzsituation hin, in der man sich als Einreichende/r mit anderen Einreichenden befindet. Die Ablehnungsrate mancher top-tier Journals liegt teilweise schließlich bei über 90 Prozent (vgl. Macdonald 2007: 708):

[17]„Beziehungsweise ist es in einem Konkurrenzfeld ganz klar, dass man seine Ideen in dieser standardisierten Form präsentieren muss. Da kann es letztlich auch dazu kommen, dass Gutachten schlechter ausfallen, weil die Idee zu gut ist. Denn etwas, wo man sich nicht in aller Klarheit auf einen vorhandenen Forschungsstand berufen kann, oder wo nicht allen einsichtig ist, warum man das so versuchen sollte, weil man gerade innovativ vom Weg abweicht, das kann in so einem peer review schon einmal durch den Rost fallen.“ (Interview 4: 1f)

Die Konzentration auf indizierte Journals kreiert eine Konkurrenzsituation, in der man – wie Interviewpartner 4 suggeriert – als Verfasser/in eines Artikels bekannte Ideen, die sich klar auf einen Forschungsstand berufen können, dem Innovativen vorziehen muss, um nicht „durch den Rost zu fallen.“

Je mehr Forscher/innen sich auf eine so begrenzte Anzahl an Zeitschriften konzentrieren, umso stärker kommt es so zu einer Verengung der Themenbandbreite im wissenschaftlichen Zeitschriftenwesen. Da das Zeitschriftenwesen die am aktivsten bediente wissenschaftliche Publikationsform darstellt, führt dies letztlich zu einer Themenverengung die die gesamte wissenschaftliche Publikationspraxis betrifft. Diese Themenverengung wird im Diskurs als bewusste Steuerung machtttragender Netzwerke gedeutet:

[18]„Wirkliche Innovationen passieren außerhalb der eingefahrenen Bahnen und diese ganzen Standardisierungen haben genau das Ziel, eingefahrene Bahnen zu schaffen. Seilschaften helfen einander, ich sage ganz zynisch so. Schulen helfen einander, ihren Nachwuchs hochzubringen und machen dicht und schotten ab gegenüber anderen, die da nicht hineinkommen. Letztlich sind alle diese Verfahren – Zitationsindex, Evaluation, Peer Review – dazu da, Schulen zu verfestigen, Netzwerke zu knüpfen, beziehungsweise Leute möglichst nicht reinzulassen in bestimmte Netzwerke. In der Mehrheit geht es glaube ich darum, Schulen, Paradigmen aufrecht zu erhalten, sich fortzupflanzen und möglichst Innovationen draußen zu Halten. Eine Reproduktion des Status Quo.“ (Interview 5: 6)

Bekannten Ideen werde also auf diese Weise zum „Sieg“ über kreative Ideen, bzw. „echte“ Innovationen verholfen. Dahinter befinde sich laut Interviewpartner 5 eine taktische Strategie die die Erhaltung bestehender Machtstrukturen zum Ziel hat.

6.2.3. DISKURSTRANG: GEFAHR DES DOMÄNENVERLUSTES

Der Gegendiskurs warnt davor, dass eine verstärkte Nutzung des Englischen auch mit einer verminderten Nutzung aller anderen Wissenschaftssprachen einhergeht. Werden Wissenschaftssprachen schließlich irgendwann nur mehr selten genutzt, rosten sie ein.

[19]„[T]he trend to increased publication of research in English will lead eventually to register atrophy; that is, as scientific writing in Swedish or other languages declines, there will be a slow impoverishment of the language’s lexical and stylistic resources through under-use, just as a limb withers if not exercised.“ (Gunnarsson zit. nach Ferguson 2007: 15)

Im obigen Diskursfragment 19 wird Wissenschaftssprache mit einer Gliedmaße verglichen, die, wenn sie nicht genutzt wird, verkümmert. Für die jeweilige Wissenschaftssprache bedeutet das eine lexikalische und stilistische Verarmung. Diese sprachliche Verarmung kann letztlich zu einem Verlust einzelner Wissenschaftsdomänen führen, sodass im schlimmsten Falle einzelne Wissenschaftsbereiche in der betroffenen Sprache nicht mehr betrieben werden können, weil die entsprechenden Begrifflichkeiten in dieser Sprache nicht (mehr) existieren. Einzelne Sprachen werden so schließlich in bestimmte wissenschaftliche Nischenbereiche verdrängt. In weiterer Folge kann dies sogar zu einem Verlust von Wissenschaft als komplette Domäne führen, wenn für wissenschaftliche Diskurse keine vernakularsprachlichen Begriffe mehr zur Verfügung stehen. (vgl. Ehlich 2002, Oesterreicher 2002: 6)

Die beiden im Folgenden angeführten Absätze beschreiben den langwierigen Prozess des Aufbaus einzelner Wissenschaftssprachen seit der Loslösung der Wissenschaft vom „scholastischen Latein“ als ihre Sprache. Betont wird, dass dieser „mühsamen“ Prozess im Hinblick auf den Trend englischsprachiger Publikationen „innerhalb kürzester Zeit“ wieder rückgängig gemacht zu werden droht:

[20]„Darüber hinaus können auch bestimmte wissenschaftliche Methoden (in den Bio- und Naturwissenschaften, in den Sozialwissenschaften) nicht mehr auf Deutsch beschrieben werden, und in manchen wissenschaftlichen Diskursen stehen zunehmend keine nationalsprachlichen Begriffe mehr zur Verfügung. Nationalsprachen laufen so Gefahr, auf eine private ‚Küchensprache‘ reduziert zu werden und damit einen Verlust ihrerer funktionalen Variationsbreite zu erleiden, die sie sich einst im Gefolge der Auseinandersetzung und

Zurückdrängung des scholastisch erstarrten Latein erworben hatte.“ (François 2004: 5)

[21], „Sie können dann auf Niederländisch, Schwedisch zum Beispiel nicht mehr wissenschaftlich publizieren. Und das sind Entwicklungen die Jahrhunderte gedauert haben, die sehr sehr mühsam waren, die dann innerhalb kürzester Zeit rückgängig gemacht würden und dann ist es weg. Wenn einmal die Domäne Wissenschaft in einer Sprache weg ist, dann ist sie weg. Dann braucht man wieder hunderte Jahre um sie wieder aufzubauen.“
(Interview 4: 8)

6.2.4. DISKURSTRANG: DEMOKRATIEANSPRUCH DER WISSENSCHAFT

Eng mit der vom Gegendiskurs aufgezeigten Problematik des Domänenverlustes ist auch der Diskursstrang zum demokratiepolitischen Aspekt wissenschaftlicher Sprachwahl verbunden. Ausgehend von der Annahme, dass Wissenschaft und Alltag und somit auch Wissenschaftssprache und Alltagssprache in einem Austauschverhältnis zueinander stehen, wird betont, wie wichtig es ist, dass wissenschaftliches Wissen für die Mitglieder der Gesellschaft grundsätzlich auf verständliche Weise zugänglich gemacht wird. Dieser „Verständlichkeitsanspruch“ ist ab dem Moment nicht mehr gegeben, ab dem die Wahl der Wissenschaftssprache sich von der jeweiligen Vernakularsprache der Gesellschaft unterscheidet. Konkret ist der Transferprozess zwischen Wissenschaft und Gesellschaft durch die Übernahme des Englischen als wissenschaftliche Lingua Franca gefährdet:

[22], „The unmodified adoption of English terms will, one must assume, increase the communicative difficulties and perceived distance between the academic and the non-academic part of German society.“ (Ammon 2004: 168)

Laut Diskursfragment 22, das sich auf den deutschen Sprachraum bezieht, schafft schon die Integration unmodifizierter englischer Begriffe, also das Herausnehmen von Begriffen aus ihrem anglophonen Kontext hinein in den deutschen Kontext, eine Distanz zwischen Wissenschaft und Gesellschaft.

Beim folgenden Diskursfragment 23 handelt es sich um ein ausführliches Plädoyer für wissenschaftliche Mehrsprachigkeit als Demokratieförderer. Moderne Wissensgesellschaften können demnach nur weiterbestehen und wissenschaftliche Innovationen liefern, wenn der Wissensfluss zwischen Wissenschaft und Gesellschaft in der gesellschaftlichen Vernakulärsprache aufrechterhalten wird. Nur so kann sichergestellt werden, dass wissenschaftliche Entscheidungen demokratisch unter der Beteiligung

mündiger Bürger gefällt werden können und undemokratische „Expertokratien“ verhindert werden:

[23], „Next to the wealth of a diverse development of science which is generalized in transfer processes, scientific-linguistic multilingualism offers a further central feature which is important for the future of societies. For each language community, it guarantees a linguistic and communicative permeability in principle, between everyday language and the language of science. This permeability is increasingly indispensable for democratic societies. This is a result, in particular, of the fact that modern democracies are knowledge societies, therefore, societies which have complex knowledge structures as a foundation for their existence. Knowledge innovations are full of risks. Traditional societies were able to reach back to a wealth of experience which had been proved reliable throughout a long history. Modern knowledge societies exist by permanently revolutionizing knowledge stocks. This means that calculations for dealing with the unknown are unavoidable. These calculations, however, cannot be left to science alone. On the contrary, societies as a whole must be able to democratically decide about them. The crises of expertocracies will otherwise be crises of the societies themselves. In order for the emancipated citizen to be able to make appropriate decisions, the language of science must remain accessible to him or her. Here lies a hidden inner conflict of modern societies, the processing of which remains an important societal task. Science languages based on the languages of the people can decisively contribute to finding appropriate solutions.” (Ehlich 2004: 180f)

Während es sich beispielsweise beim Deutschen und Französischen um große Sprachgemeinschaften handelt, wird die Lage kleinerer Sprachgemeinschaften als noch stärker bedroht angesehen. Im Hinblick auf Skandinavien schreibt ein Forscher:

[24], „Vi kan utgå ifrån att nordiska medborgare har fått sin goda allmänbildning och sin kreativitet på det kulturella, det politiska och det ekonomiska planet genom den allmänna tillgången för alla medborgare till det bästa vetandet. Vetandet som finns på ett annat språk kan inte en hel språkgrupps alla medlemmar ha allmän och effektiv tillgång till. För små språkgrupper är alla medlemmar viktiga. Därför är valet av språk för det mest avancerade vetandet en fråga som inte får förbigås lättsinnigt.” (Lauren 2005: 3)⁹

Im Diskursfragment 24 wird beschrieben, was für eine folgeschwere Entscheidung die wissenschaftliche Sprachwahl (Vernakulärsprache oder Englisch) vor allem für kleinere Sprachgemeinschaften wie das Schwedische oder Dänische – mit nur wenigen Millionen Sprechern – darstellt. Die Wahl des Englischen als Publikationssprache

⁹ Eigene Übersetzung: „Wir können davon ausgehen, dass die skandinavischen Bürger ihre gute Allgemeinbildung und ihre Kreativität in Bezug auf Kultur, Politik und Ökonomie dem allgemeinen Zugang zum bestmöglichen Wissen verdanken. Auf anderssprachiges Wissen können jedoch nicht alle Mitglieder einer Sprachgemeinschaft effektiv zugreifen. Für eine kleine Sprachgemeinschaft sind aber alle Mitglieder wichtig. Deswegen darf die Frage zur Sprachwahl in der Wissenschaft nicht auf die leichte Schulter genommen werden.“

bedeutet den Wegfall eines Teils dieser Sprachgruppe, der aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse keinen effektiven Zugang mehr zu wissenschaftlichem Wissen hat. Die demokratische Basis solcher ohnehin schon kleinen Sprachgemeinschaften im Hinblick auf den Austausch zwischen Wissenschaft und Gesellschaft droht so weiterhin zu schrumpfen und somit schließlich die Domäne Wissenschaft dieser Sprachgemeinschaft zu gefährden.

6.2.5. DISKURSTRANG: WICHTIGKEIT VON SPRACHE ALS HEURISTISCHES

INSTRUMENT

[25], „Wer die philologischen Fächer vor der Hegemonie einer einzigen Wissenschaftssprache schützen will, muss diejenige Polyglossie verteidigen, von der das Deutsche als Muttersprache der Germanistik ebenso ein Teil ist wie das Spanische als Teil der Hispanistik.“ (Detering 2005: 28)

In der Diskussion um die Sprachwahl in den Wissenschaften positioniert sich der Gegendiskurs nicht per se „anti-Englisch“, er warnt jedoch davor, in der Sprachwahl eine reine Formentscheidung ohne inhaltlichen Einfluss zu sehen. Er weist auf die Grenzen einer Lingua Franca hin, und fordert generell eine intensivere Auseinandersetzung mit dem Funktionieren, den Mechanismen von Sprache:

[26], „Gerade in den Geistes- und Sozialwissenschaften, die eher mit Sprache arbeiten, ist das Wissen wie Sprache funktioniert und wie Sprachen untereinander funktionieren derartig gering, dass es eine Schande ist.“ (Interview 2: 10)

Kritisiert wird eine Konzeption von Sprache als reines „Verpackungsmaterial“ wissenschaftlicher Forschung.

[27], „Ich habe nichts gegen Englisch. Ich finde es sehr wichtig, dass Englisch als Lingua Franca eine Möglichkeit bietet, gesamteuropäisch und global zu agieren, aber die Frage ist immer, auf welchem Niveau. Wenn es darum geht, gehaltvolle Forschung zu betreiben, dann ist eine Lingua Franca nicht das geeignete Instrument. In der Regel beherrscht ein Wissenschaftler seine Erstsprache, also die, in der er sozialisiert wurde, am besten. Und da Sprache in der Wissenschaft nicht nur ein Kommunikationsmittel, sondern auch ein heuristisches Instrument ist, tut man gut daran, das Instrument zu verwenden, das man am besten beherrscht und nicht das, was man nur oberflächlich oder mittelmäßig beherrscht. Ich denke, dass sprachliche Bilder und Metaphern ein zentrales Instrument der wissenschaftstheoretischen Entwicklung sind. Wenn man daran denkt, welche Möglichkeiten bestehen, noch nicht vorhandene Dinge zu beschreiben, von denen man eben noch kein Bild hat, dann greift man auf sprachliche Bilder zurück. Z.B. Atome als Kugeln, die irgendwo herumwirbeln. Soetwas hat man natürlich am ehesten in seiner eigenen Sprache. Ich kann mir eine Theoriebildung á la Chomsky auf Deutsch nicht vorstellen,

genauso wenig wie ich mir Habermas nicht auf Englisch und Bourdieu nicht auf Deutsch vorstellen kann. Da ist einfach die jeweilige hochentwickelte Wissenschaftssprache ein wichtiges Moment der wissenschaftlichen Entwicklung gewesen.“ (Interview 5: 4)

In diesem Interviewabschnitt betont Interviewpartner 5 die Wichtigkeit eines gemeinsamen sprachlichen Nenners, auf dem gesamteuropäisch oder global kommuniziert werden kann. Neben der Rolle von Sprache als Kommunikationsmittel weist Interviewpartner 5 auf den heuristischen Aspekt von Sprache hin, also die Möglichkeit mithilfe sprachlicher Mittel und Metaphern den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess zu fördern. Und dieser Erkenntnisprozess könne, so Interviewpartner 5 weiter, dann am besten gefördert werden, wenn Wissenschaftler/innen mit derjenigen Sprache arbeitet, die sie am besten beherrschen.

Die beiden folgenden Diskursfragmente 28 und 29 beschreiben, welche Rolle die Sprachwahl für die Begriffsbildung und Formulierung forschungsleitender Fragestellungen hat. Die Wichtigkeit der Sprachwahl wird vor allem für die frühen Phasen, also die Grundlegungsphase eines Forschungsprojekts betont:

[28], „Die muttersprachliche Bindung – in diesem Fall vornehmlich ans Deutsche – war bei der Entwicklung der Fragestellung im hermeneutischen Sinn wichtiger als in späteren Phasen, in denen es stärker um die Prüfung der entwickelten Fragen und Hypothesen ging.“ (Kocka 2005: 23)

[29], „Da, wie die Wissenschaftssoziologie und die Wissenschaftsgeschichte zeigen, wissenschaftliche Fragestellungen in einem bestimmten soziokulturellen Milieu entstehen, berge eine vereinheitlichte Sprache die Gefahr, Fragestellungen zu übernehmen, die für den eigenen Kontext weniger relevant sind.“ (François 2004: 4)

Die Entwicklung der Fragestellung definiert den weiteren Verlauf eines Forschungsprojektes auf fundamentale Weise. Es soll daher darauf geachtet werden, dass diese sprachlich akkurat und an den soziokulturellen Kontext des Forschungsgegenstandes angepasst sind, sodass nicht am Forschungsgegenstand „vorbeigeforscht“ wird. Sprache spielt in diesem Zusammenhang also eine wichtige Rolle als Bindeglied zwischen Forscher/innen und Forschungsdesign, sowie zwischen Forschungsdesign und Forschungsgegenstand. Der Gegendiskurs geht davon aus, dass eine heuristisch wertvolle Entwicklung forschungsleitender Fragestellungen dann am besten gelingen kann, wenn sowohl muttersprachliche Sicherheit (in der Forscher/innen-Forschungs-Beziehung) als auch Korrespondenz zwischen sprachlichen Begriffen des Forschungs-

designs und den Rahmenbedingungen des erforschten Gegenstandes (in der Forschungs-Forschungsgegenstands-Beziehung) gegeben sind.

6.2.6. DISKURSTRANG: UNTERWERFUNG UNTER US-AMERIKANISCHE

HANDLUNGS- MODELLE

Warum sich der gegenwärtige Herrschaftsdiskurs überhaupt zu einem solchen entwickeln konnte, erklärt sich der Gegendiskurs unter anderem aus einer Übernahme US-amerikanischer Handlungsmodelle, für die Europa – bedingt durch realgeschichtliche Verhältnisse nach Ende des Kalten Krieges – sehr empfänglich war. Schuld sei „eine auf Internationalisierung fixierte Politik“, die die US-Wissenschaft zur „Mutter der Exzellenz“ erhebt (vgl. Leggewie/Mühlleitner 2007)

[30], „Mit dem Abhandenkommen eines zweiten Modells nach 1989 hat von den USA und den angelsächsischen Ländern ausgehend eine Hegemonialisierung im Bereich Militär, Wirtschaft, und eben auch Kultur stattgefunden. Und wie es halt so ist in kolonialisierten Ländern, man richtet sich nach dort, wo das Zentrum der Kolonialisierung ist. Und das ist eindeutig in den USA.“ (Interview 5: 2)

Im Zuge dieser kulturellen Hegemonialisierung sei es notwendigerweise auch zu Adaptierungsversuchen des US-amerikanischen Wissenschaftsmodells gekommen. Dieser Import US-amerikanischer Wissenschaftspraxen zeichne sich, so der Vorwurf des Gegendiskurses, dadurch aus, dass er ohne eine entsprechende Grundlage durchgeführt wurde und wird. Was in den USA möglicherweise funktioniert, müsse nicht automatisch auch in Europa funktionieren, da hier ganz andere Rahmenbedingungen herrschen.

[31], „Die gesamten Europäischen Universitätsreformen sind von den USA beeinflusst, aber da gibt es Universitäten, die haben 26 Millionen Dollar Vermögen. In Europa gibt es keine einzige. Weil einfach das ganze kulturelle Umfeld anders funktioniert. In Amerika wird alles mit Stiftungen finanziert. In Europa überhaupt nicht. [...] Es gibt ein amerikanisches Modell, dass die europäischen Rechte umsetzen will. Und zwar ohne dieses amerikanische Modell wirklich begriffen zu haben. Und dagegen muss man natürlich kämpfen. Es ist nicht das amerikanische Modell, sondern das amerikanische Modell, wie es die europäischen Liberalen verstehen. Und das ist voll von Missverständnissen, weil sie den ganzen amerikanischen Kontext nicht kapiert haben. Und das ist das Feindbild natürlich, dieser Import eines falsch verstandene amerikanischen Modells.“ (Interview 2: 2)

Im Gegendiskurs wird betont, dass nicht die US-amerikanische Forschung an sich das Problem darstellt, gegen das angekämpft werden muss, sondern die Fehlinterpretation

dieses Modells und der Versuch der „politischen Rechten“, dieses Modell ohne die notwendigen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen in Europa zu durchzusetzen. Der Diskursstrang politisiert und ist geprägt von einer Grundstimmung, die die politische Abhängigkeit Europas und seine Unselbstständigkeit kritisiert. Diese Kritik ist gekennzeichnet durch einen Pessimismus. Der Gegendiskurs betont, dass die wissenschaftspolitische Vorbildrolle der USA mit ihrer realpolitischen Macht verknüpft ist:

[32], „[...] die Dominanz des Englischen als Wissenschaftssprache [erklärt sich] aus der großen wissenschaftlichen Überlegenheit der Amerikaner, der amerikanischen Wissenschaftsinstitutionen, der amerikanischen Wissenschaftspolitik. Das sprachliche Ungleichverhältnis, das wir besprechen und teilweise beklagen, ist primär ein Reflex realgeschichtlicher Ungleichheit. Und deshalb ist es nicht allein sprachpolitisch, sondern – wenn überhaupt durch Veränderung der realen Geschichtsverhältnisse zu ändern. Schnell geht das nicht.“ (Kocka 2005: 22)

6.2.7. LEGITIMATIONSGRUNDLAGE UND RHETHORIK

Der Gegendiskurs klagt in seiner mahnenden Rolle eine Abweichung des Ist-Zustandes wissenschaftlicher Forschungs- und Publikationsbedingungen von einem (idealeren) Soll-Zustand ab und warnt davor, dass mit den aktuell vorherrschenden Handlungspraxen ein „falscher“ Weg eingeschlagen wurde, dem es gilt entgegenzuwirken.

Humanistische Legitimationsgrundlage

Die Legitimationsgrundlage des Gegendiskurses kann in den Prinzipien des Humanismus gesehen werden. Konkret beruft sich der Gegendiskurs auf das im Humanismus verwurzelte Humboldtsche Forschungsideal.

Entlang der humanistischen Legitimationsgrundlage stellt die Gewährleistung von *Forschungsfreiheit* und *-vielfalt* die wichtigste Handlungsmaxime dar.

Es geht darum, in der wissenschaftlichen Forschung Freiheit und Vielfalt aufrechtzuerhalten, da es sich dabei um die bestmöglichen Rahmenbedingungen für die Produktion wissenschaftlicher Inhalte handelt. Der Gegendiskurs ist *inhaltsorientiert*, für ihn steht die Zukunft der Wissensproduktion und des Wissensarchivs im Mittelpunkt. Er begrüßt daher „Erkenntnisförderndes“ und äußert sich besorgt über „Erkenntnishinderndes“, wie die beiden folgenden Diskursfragmente 33 und 34 deutlich machen:

[33], „The belief that high-status journals publish excellent articles whereas low-status journals publish poor articles may be impeding the development of knowledge.“ (Starbuck 2005: 197)

[34], „*Der angestrebte Monolingualismus für das internationale Wissenschaftsgeschehen hat erkenntnishindernde folgen.*“ (Ehlich 2000: 7)

Der Gegendiskurs sieht in der Standardisierung von Forschung – sei es auf sprachlich-inhaltlicher Ebene oder bezogen auf die Entscheidung über den Publikationsort – eine Gefahr für die Zukunft wissenschaftlicher Erkenntnisse. Er bezichtigt den Herrschaftsdiskurs des „kompromisslosen Strebens nach Exzellenz“ ohne Rücksicht auf Verluste (vgl. Schuster 2008: 4) und schreibt sich selbst damit indirekt ein höheres Maß an Verantwortungsbewusstsein zu.

Rhetorik

Im Vorwurf der Kompromisslosigkeit an den Herrschaftsdiskurs wird eine *Rhetorik moralischer und fachlicher Überlegenheit* sichtbar. Der Gegendiskurs setzt in zahlreichen Diskursbeiträgen eine Spiel-Metapher ein, die dazu dient, den Herrschaftsdiskurs zu entblößen:

[35], „*Du kommst rein [in das Wissenschaftssystem] und musst mitspielen.*“ (Interview 4: 12)

Es wird suggeriert, dass der Herrschaftsdiskurs unmoralisch und unverantwortlich agiert und sich mit seiner Unwissenheit über die Folgen seiner Handlungen letztlich „lächerlich“ macht:

[36], „*Viel schwerer als diese – zumindest in Deutschland mitunter sogar institutionell geförderten – Lächerlichkeiten wiegt, daß die gleichzeitige Vernachlässigung der anderen europäischen Wissenschaftssprachen bereits – gemessen am wissenschaftlichen Fortschritt – zu Ausbauverlusten geführt hat.*“ (Thielmann 2002: 8)

[37], „*Diese ganzen Evaluierungskommissionen sind der reinste Witz. Man wird von Leuten evaluiert, die keine Ahnung haben von dem was man tut.*“ (Interview 2: 2)

[38], „*[W]e suspect that ridicule and mockery might be more effective in bringing about reform than wailing and gnashing.*“ (Macdonald/Kam 2007: 313)

Das letztzitierte Diskursfragment 38 benennt das „Lächerlichmachen“ der kritisierten Forschungsbedingungen dabei offen als eine dem „Jammern“ überlegene rhetorische Strategie, die sich effektiver auf eine Verbesserung der Bedingungen auswirken könnte.

6.3. DAS HEGEMONIALE DISPOSITIV DER HANDLUNGSPRAXEN

Unter (nicht-diskursiven) Handlungspraxen eines Dispositivs können all jene Handlungen und Tätigkeiten verstanden werden, die eine bestimmte Diskursposition verfestigen und bestärken, indem sie ihrer Argumentationslinie folgen und nach ihren Regeln handeln. Zentral für die Durchsetzung einer hegemonialen Diskursposition im Diskursfeld der Publikation sind institutionelle Handlungspraxen sowie die alltäglichen Handlungspraxen einzelner Forscher/innen. Wie stark „herrschaftsdiskurskonform“ gehandelt wird, ist entscheidend für die Stabilität des Herrschaftsdiskursposition.

6.3.1. HANDLUNGSPRAXIS: INSTITUTIONELLE LENKUNG DES PUBLIKATIONSVERHALTENS

Im bearbeiteten Artikel- und Interviewmaterial wird die Institution Universität als handelnde Akteurin eine umfassende Handlungskompetenz zugeschrieben. Anhand zahlreicher Beispiele wird in den Diskursfragmenten geschildert, wie Universitäten Wettbewerbssituationen im Publikationsfeld kreieren und so die Publikationspraxis über das wissenschaftliche Belohnungssystem (siehe dazu Kapitel 3.3.2. dieser Arbeit) steuern.

[39], „[...] The university has recently instituted a scheme to reward researchers publishing in ‚quality‘ journals, with quality being determined as journals with an impact factor greater than 1.0. It is increasingly becoming common for areas in the university to speak of ‚tier‘ 1, 2 and 3 journals related to their quality as premised on their impact factor.“ (Cheek 2006: 425)

Diskursfragment 39 beschreibt das Belohnungsschema einer britischen Universität, das eine explizite Qualitätsreihung von Zeitschriften nach ihrem Impact Faktor vornimmt. Liegt der Faktor über 1, erhalten Forscher/innen, die es in die Zeitschrift schaffen, zusätzliche Belohnungen seitens der arbeitgebenden Institution.

Auch ein österreichisches Beispiel zeigt die universitäre Praxis, Zeitschriften als potenzielle Publikationsorte in unterschiedlich relevante A-, B- und C-wertige Klassen zu unterteilen:

[40], „Mittlerweile wird suggeriert, dass die englischsprachigen peer reviewed Journals die wichtigsten sind. Es werden auch Listen erstellt, mit A-, B- und C-wertigen Publikationen.“ (Interview 5: 4)

Ein norwegisches Diskursfragment schildert, wie an einer Universität englischsprachige Publikationen automatisch mehr als doppelt so hoch entlont werden, wie nor-

wegische Publikationen. Darüber hinaus erhalten Verfasser/innen einer Monographie in norwegischer Sprache genau die gleiche Entlohnung wie Verfasser/innen eines englischsprachigen Artikels in einem Quality Journal:

[41], „I 1997 ga Filosofisk institutt ved Universitetet i Oslo bonus til vitenskapelige ansatte etter disse retningslinjene: 15 000 kroner for bøker på engelsk, 7000 på norsk, 5000 for bokredigering på engelsk, 2000 på norsk, 15 000 for doktoravhandlinger på engelsk, 7000 på norsk, 7000 for artikler på engelsk i visse fagtidsskrifter, 1000 på norsk, 1000 for en bokanmeldelse på engelsk i et tilsvarende tidsskrift, 200 på norsk og 500 for et referee-arbeid på engelsk i et tilsvarende tidsskrift, 100 på norsk. Når det gjelder Det utdanningsvitenskapelige fakultet, gis det fra 2003 incentivmidler for internasjonal publisering. Det vil i realiteten si publisering på engelsk. For internasjonale bøker gis 8 poeng, for del av en internasjonal bok eller antologi 2,5 poeng og for en internasjonal tidsskriftsartikkel: 3,5 poeng. Poengene gjøres om til penger som kan benyttes som forskningsstøtteincentivmidler til dem som har publisert på norsk.” (Brock-Utne 2006)¹⁰

Wissenschaftler/innen, die die institutionellen Empfehlungen zum Publikationsverhalten umsetzen, werden dafür mit wissenschaftlichem bzw. realem Kapital entlohnt und erhalten zusätzlich weitere direkte wie auch indirekte Vorteile, wie etwa finanzielle Unterstützung für spätere Forschungen.

[42], „Scholars who are working outside of English-dominant contexts seem to be under increasing pressure to publish in the medium of English, and such pressure is sustained through rewards systems that directly and indirectly place a high premium on English-medium publications. The material rewards for English publications include basic salary and bonuses, opportunities for promotion, and support for future research.” (Curry/Lillis 2004: 680f)

6.3.2. HANDLUNGSPRAXIS: PUBLIZIEREN NACH „ABSATZMARKTLOGIK“

Einzelne Wissenschaftler/innen unterwerfen sich in ihrem Publikationsverhalten der in 6.3.1. dargestellten Publikationslogik und sind zunehmend daran interessiert, institutionellen Anforderungen zu entsprechen. Dieses Interesse ist mit der Karriereplanung der – vor allem – *Nachwuchswissenschaftler/innen* verknüpft. Anders als

¹⁰ Eigene Übersetzung: 1997 vergab das Philosophie-Institut der Universität Oslo Boni nach folgenden Richtlinien an das wissenschaftliche Personal: 15 000 Kronen für englische Bücher, 7000 für norwegische, 5000 für englische Buchredigierungen, 2000 für norwegische, 15 000 englische Doktorarbeiten, 7000 für norwegische, 7000 für englische Artikel in bestimmten Fachzeitschriften, 1000 für norwegische, 1000 für eine englische Buchrezension in einer entsprechenden Zeitschrift, 200 für norwegische, 500 für Peer Review-Tätigkeit in einer entsprechenden Zeitschrift auf Englisch, 100 für Norwegisch. Die Pädagogische Fakultät vergibt seit 2003 finanziellen Anreiz für internationales Publizieren. Realistischerweise ist damit englisches Publizieren gemeint. Für internationale Bücher werden 8 Punkte vergeben, für einen Beitrag in einem internationalen Buch 2,5 und für einen internationalen Zeitschriftenartikel 3,5. Die Punkte lassen sich als Forschungsanreiz für diejenigen, die noch auf Norwegisch publizieren, in Geldmittel umwandeln.

bereits länger im Wissenschaftssystem tätige Forscher/innen, die im Sinne Bourdieus schon anderwertig wissenschaftliches Kapital akkumulieren konnten, ist die Kapitalakkumulation junger Wissenschaftler/innen stark von ihrer Publikationsleistung abhängig. Schon bei der Bewerbung für wissenschaftliche Stellen wird hohe Publikationsaktivität in internationalen Zeitschriften als Schlüsselqualifikation gewertet:

[43] „Leute wollen Karriere machen. Und so lange es so ist, dass Hochschulen bei Bewerbungen Veröffentlichungen in den Zeitschriften, die in den Indexen geführt werden, höher gewichten, so lange wird diese Politik bleiben, zu versuchen da zu veröffentlichen.“ (Interview 1: 2)

[44] „Hochschulpolitik ist glaube ich das Zentrale. Ich erlebe immer wieder, dass junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mir erzählen: ‚Ich finde Open Access eigentlich richtig gut. Wenn ich’s geschafft habe, dann werde ich auch einmal Open Access veröffentlichen.‘ Unterwegs haben sie Angst. Weil sie denken es schadet ihrer Karriere im schlimmsten Fall, wenn traditionelle Leute in den Gremien sitzen. Oder es nutzt ihnen nicht, weil sie die anderen Artikel brauchen, die in den Indizes geführt werden.“ (Interview 3: 5)

In den beiden zitierten Interviewausschnitten 43 und 44 wird die Angst junger Wissenschaftler/innen beschrieben, von der – seitens der Arbeitgeber idealisierten – Publikationsform, dem englischsprachigen Artikel in einem Quality Journal, abzuweichen. Als Beispiel wird die Publikationsform Open Access erwähnt, die die – in Hinblick auf die Publikationsanforderungen arbeitgebender Universitäten – von jungen Wissenschaftler/innen als wertlos oder gegebenenfalls sogar schädlich für die Karriere angesehen werden.

Auch im „laufenden“ Betrieb nach der Einstellung wird die Publikationsleistung der Forscher/innen gelenkt. Befristete Verträge (vgl. Kapitel 3.2.2.) und Leistungsevaluationen erhöhen dabei den Druck, den Systemanforderungen gerecht zu werden.

Die zwei folgenden Diskursfragmente 45 und 46 beschreiben zwei Faktoren der Publikationslogik, der gefolgt wird, um den Anforderungen gerecht zu werden. Publikationsquantität und Publikationsort:

[45] „The incentive scheme encourages the writing of short papers and multiple publication of very similar ones.“ (Kam/Macdonald 2007: 706)

[46] „Es wird ganz gezielt versucht, in bestimmten Journals zu veröffentlichen, weil man die in seiner persönlichen Evaluation vorweisen muss.“ (Interview 1: 2)

In Diskursfragment 45 wird darauf hingewiesen, dass das wissenschaftliche Belohnungssystem die Publikation mehrerer kurzer, inhaltlich ähnlicher Beiträge höher

wertet, als die Publikation weniger und dafür längerer Beiträge. *Zahlreiches* Publizieren wird also mehr als *umfangreiches* Publizieren belohnt. Die Zahl an wissenschaftlichen Beiträgen wächst somit bei relativ gleich bleibendem wissenschaftlichen Inhalt:

[47] *„Ich könnte jederzeit, wenn ich im Jahr durchschnittlich einen oder zwei Artikel publiziere, diese in Scheiben schneiden und fünf daraus machen. Ohne Schwierigkeit. Außer mit dem schlechten Gefühl, dass es einfach weniger interessant und weniger dicht ist, und man sich wiederholt.“* (Interview 2: 4)

Diskursfragment 46 betont die Wichtigkeit des Publikationsortes. Je nachdem, wo publiziert wird, kommt der Publikation ein höheres bzw. geringeres Maß an Bedeutung zu. Für eine Publikation am „richtigen“, d.h. im Sinne der Karriere förderlichsten Ort, wird auf andere, unmittelbarer verfügbare Möglichkeiten verzichtet:

[48] *„Man hat dann auch häufig publikationsfertige Aufsätze liegen, die man aber gerade in diesem oder jenem englischsprachigen Journal nicht unterbringt. Und die dann eben auf Halde bleibt, weil man sie vielleicht noch einmal einreichen kann. Das heißt da geht dann auch wieder viel an potenziellem Wissen und potenziellen Publikationen verloren, weil es irgendwo aufgespart werden, bis man es denn dann in diesem Journal untergebracht hat.“* (Interview 4: 5)

[49] *„Wir versuchen zunehmend darauf zu achten in internationalen englischsprachigen Journals zu publizieren. Zum Beispiel publiziert man vor Konferenzen eher nicht in Sammelbänden, weil man vorher versuchen möchte, es in einem Journal unterzubringen. Auch wird teilweise die Erstpublikation im Internet als nicht so attraktiv gesehen, da man den Artikel später nicht mehr in einem Journal unterbringen kann.“* (Interview 6: 1)

In den beiden obigen Diskursfragmenten 48 und 49 wird davon gesprochen, Artikel „unterbringen“ zu wollen. Es wird dabei eine klare Wertung von Publikationsorten vorgenommen, wobei hier eine englischsprachige Journalpublikation als anzustrebender Idealfall angesehen wird. Gelegenheiten andersorts zu publizieren, die im Sinne der wissenschaftlichen Kapitalakkumulation weniger attraktiv sind, werden dabei taktierend zurückgestellt.

Die Wahl des Publikationsortes steht jedoch potenziell im Konflikt mit dem eigentlichen Forschungsinteresse der Wissenschaftler/innen, da der attraktivste Ort nicht unbedingt auch der für die jeweilige Forschung geeignetste Ort sein muss:

[50] *„In the Nordic countries, journal impact factors have, on occasion, been used in the evaluation of individuals as well as of institutions and have been*

proposed, or actually used, as one of the premises for allocation of university resources and positions. Resource allocation based on impact factors has also been reported from Canada and Hungary and, colloquially, from several other countries. The increasing awareness of journal impact factors, and the possibility of their use in evaluation, is already changing scientists' publication behaviour towards publishing in journals with maximum impact, often at the expense of specialist journals that might actually be more appropriate vehicles for the research in question." (Seglen 1997: 350)

[51] *„[...] M.O. is unconvinced that centre scholars and high-status journals will be interested in her locally generated empirical data and research questions. Yet she recognises that to sustain local research activity, she must increasingly work at constructing English-medium academic texts, which may take her away from the very research she wants to carry out.*" (Curry/Lillis 2004: 682)

[52] *„Das heißt man versucht die ganze Zeit, dann doch eben auch eine gewisse Quote in den indizierten, internationalen Journals zu lancieren, unterwirft sich damit gleichzeitig wieder der Logik dieses Journals. Bei jedem Journal weiß man in etwa was dort marktgängig ist, wie man es aufbauen muss um dort durchzukommen, was die Reviewkriterien sind. Die Logik des Absatzmarktes bestimmt das, was ich produziere.*" (Interview 4: 4)

Die drei Diskusfragmente 50, 51 und 52 verdeutlichen, inwieweit Forscher/innen aus „marktwirtschaftlichen“ Überlegungen den Publikationsort höher gewichten, als die „Treue“ zum eigenen Forschungsinteresse. Anstatt wissenschaftliche Inhalte zu produzieren und für diese dann einen geeigneten Publikationsort zu wählen, werden wissenschaftliche Inhalte auf den gewünschten Publikationsort zugeschnitten, also an „die Logik des Absatzmarktes“ angepasst.

6.3.3. HANDLUNGSPRAXIS: ÜBERREZEPTION DES ANGLOPHONEN, MARGINALISIERUNG DES NICHT-ANGLOPHONEN

In der wissenschaftlichen Publikationspraxis lässt sich ein Trend zur Überrezeption englischsprachiger Beiträge und zur Marginalisierung anderssprachiger Beiträge beobachten. Während englischsprachige Beiträge international verstanden und rezipiert werden, werden anderssprachige Beiträge nur von kleineren sprachkundigen Teilen der Forschungsgemeinschaft genutzt. Diskursfragment 53 ist Ausdruck dieser Praxis:

[53] *„[W]henever I read, through translations, works written in languages other than English, it strikes me that these works often not only contain references to texts written in English, but also take into account the contributions*

of theories developed outside the English-speaking circle. In contrast, I seldom come across the same overture or preoccupations in anglophone literature. The absence of bibliographical references to materials produced or translated into languages other than English is clear evidence to this effect.” (Descarries 2003: 631)

Diese Entwicklung ist – aus nicht-anglophoner Perspektive – einerseits ein Effekt der *Fremdmarginalisierung* durch englische Muttersprachler/innen, andererseits jedoch auch Resultat einer *Selbstmarginalisierung* durch die Nicht-Muttersprachler/innen selbst.

Fremdmarginalisierung

Die Schweizer Linguistin Kirsten Adamzik hat festgestellt, dass anglophone Geistes- und Sozialwissenschaftler anderssprachige Fachliteratur nur in verschwindend geringem Maße zitieren. Sager et al. schreiben dazu: „Most English speakers’ information capacity is satisfied by publications in English.“ (Sager et al. 1980: 16) Adamziks allgemeines Ergebnis: Je kleiner die Sprachgemeinschaft, desto mehr Sprachen sind intertextuell vertreten. Je größer die Sprachgemeinschaft, desto geringer ist die Sprachenvielfalt. (vgl. Adamzik 1999: 141ff, 2001: 3ff)

Es ist jedoch, sieht man sich Adamziks Ergebnisse genauer an, nicht nur das Nicht-Englische, das sich für die anglophone Forschung im toten Winkel befindet. Auch englischsprachige Beiträge von Nicht-Muttersprachlern sind in einem ähnlichen Maße unattraktiv für die muttersprachlich anglophone Scientific Community, wie anderssprachige Beiträge. (vgl. ebd.) Interviewpartner 5 äußert sich im Interview dazu wie folgt:

[54] „Wenn man auf Englisch publiziert, sollte man sich keine Illusionen machen, dass das dann in den USA auch wirklich gelesen wird.“ (Interview 5: 6)

Zusätzlich zur Marginalisierung anderssprachiger Forschung trägt bei, dass, wenn in einem anglophonen Kontext zitiert wird, meistens der fremdsprachige Originaltitel weggelassen und nur der Titel der englischen Übersetzung genannt wird. (vgl. Francois 2004) So ist für Leser nicht mehr klar zu erkennen, in welcher Sprache die Arbeit ursprünglich verfasst wurde. Die wissenschaftlich heuristische Leistung einzelner nicht-englischer Vernakulärsprachen geht so im anglophonen Rezeptionskontext unter.

Selbstmarginalisierung

Eine weitere – ebenso unbewusste – Marginalisierungsstrategie im Versuch internationale Sichtbarkeit zu erlangen, geht von den Marginalisierten selbst aus. Einer der interviewten Wissenschaftler/innen bezeichnete das als „unbemerkt am eigenen Ast sägen“.

Diese Selbstmarginalisierung ist auf verschiedenen Ebenen erkennbar. Interviewpartner 4 beschreibt einen Akt der Selbstmarginalisierung beim Verfassen englischsprachiger Artikel:

[55] „Es geht sehr viel Geistesgeschichte verloren, denn um am englischsprachigen Diskurs teilzunehmen muss man auch den englischsprachigen Diskurs rezipieren. Das heißt, die deutschen Theoretiker zu lesen wird dann sehr häufig zu einem Luxus. Denn um den Reviewern, den Peers etwas anbieten zu können, womit sie etwas anfangen können, muss man nach Möglichkeit den Forschungsstand, mit dem sie auf dieser internationalen Ebene vertraut sind, einarbeiten. Luhmann ist bei uns absolute Referenzgröße und dort ist er es überhaupt nicht. Überspitzt gesagt: Es bringt mir mehr etwas Internationales zu zitieren, anstatt mich groß über Luhmann auszubreiten.“ (Interview 4: 8)

Interviewpartner 4 beschreibt in diesem Abschnitt, wie ein Beitrag zum englischsprachigen Diskurs ebenso eine Rezeption und Wiedergabe des englischen Diskurses erfordert. Diese Anforderung führt dazu, dass anderssprachige Theoretiker, die im jeweiligen nationalsprachlichen Kontext eine „Referenzgröße“ darstellen wie Luhmann, aus taktischen Überlegungen vernachlässigt werden und durch englische „Referenzgrößen“ ersetzt werden. Eine Handlungspraxis, die langfristig gesehen zu einem Bedeutungsverlust nicht-englischsprachiger Forschung beiträgt.

Die Orientierung an anglophonen Standards hat so *marginalisierende* Wirkung auf Forscher/innen und Forschung anderer Sprach- und Kulturräume. Es kommt so zu einer *Doppelmarginalisierung*, die von Anglophonen eingeführt und von Nicht-Anglophonen adaptiert wird. Ähnliche Handlungsmuster finden sich neben der Publikationspraxis auch im Vorgehen auf Tagungen. (vgl. Lauren 2005, vgl. Detering 2006)

In diesem Zusammenhang kann von einem *unilateralen* Bi- oder Plurilingualismus gesprochen werden, der von der nicht-anglophonen Seite ausgeht, von der anglophonen Seite jedoch nicht in entsprechendem Maß erwidert wird. Der folgende Ausschnitt beschreibt, wie ein englischsprachiger Forscher davon ausgeht, dass alles „lesenswerten“ wissenschaftlichen Beiträge ohnehin auf Englisch erscheinen:

[56] „Det finns en blåögd anglosaxisk etnocentricitet som kan yttra sig i muntlig diskussion på följande sätt. John Swales som givit ut en mycket citerad bok, *Genre analysis* (1990), sade vid diskussionen efter hans föredrag vid det europeiska fackspråkssymposiet år 2003 vid universitetet i Surrey att det vi ickeengelskspråkiga skriver som är läsvärt publicerar vi ju på engelska.”¹¹ (Lauren 2005)

6.3.4. HANDLUNGSPRAXIS: LINGUISTISCHE DISKRIMINIERUNG

Forscher/innen, die sich am anglophonen Diskurs beteiligen, sind automatisch dem direkten Vergleich mit muttersprachlich Anglophonen, die mit der englischen Sprache von Kind auf sozialisiert wurden, ausgesetzt. In dieser Vergleichssituation kann es zu Diskriminierungen kommen:

[57] „[...] in der englischen Sprache aber sind die deutschen Wissenschaftler, auch wenn sie gut Englisch sprechen, Gastarbeiter, das heißt zweitklassig und gelegentlich lächerlich.“ (Rosenstrauch/Weibezahn 2001: 5)

Englische Muttersprachler/innen belächeln Nicht-Muttersprachler/innen teilweise („they sound like babies“, vgl. Lauren 2005: 1), oder legen „korrekatives“ Verhalten an den Tag:

[58] „English native speaker's corrective behaviour versus non-natives can well be regarded as a kind of linguistic discrimination, i.e. linguistic discrimination of a minority against a majority. [...] Even sociolinguists, from whom I have collected numerous examples, participate in this kind of discrimination. It should be openly criticized as the attempt to protect linguistic privileges for reasons of prestige, communicative advantage and economic pay-off.“ (Ammon 2004: 169)

Diese Diskriminierung dient der Statussicherung muttersprachlich anglophoner Wissenschaftler/innen, deren *sprachliche* Überlegenheit in diesem Zusammenhang fälschlicherweise als *fachlicher* Überlegenheit missverstanden wird:

[59] „God sprogbeherskelse bliver (mis)opfattet som god fagbeherskelse. Det er de der har den sproglige magt der får den faglige magt.“¹² (Bull: 8)

Diese „Machtausübung der Überlegen“ erfahren Nicht-Muttersprachler/innen des Englischen beispielsweise in Gutachtensprozessen bei der Einreichung von Artikeln.

¹¹ Eigene Übersetzung: Es findet sich hier ein blauäugiger anglophoner Etnozentrismus, der sich in mündlichen Diskussionen wie folgt äußern kann: John Swales, der 1990 ein vielzitiertes Buch namens „Genre Analysis“ herausbrachte, meinte in der Anschlussdiskussion an seinen Vortrag beim Europäischen Fachsprachensymposium im Jahr 2003, dass die Nicht-Anglophonen das, was sie von Anglophonen gelesen wollen wissen, ohnehin auf Englisch publizieren.

¹² Eigene Übersetzung: Gute Sprachkompetenz wird mit guter Fachkompetenz verwechselt. Wer die sprachliche Macht hat, bekommt so auch die fachliche Macht.

Sprachliche Fehler werden mit inhaltlichen Unzulänglichkeiten gleichgesetzt und können einen Ablehnungsgrund darstellen:

[60] *„What makes me feel bad is I get letters from the reviewer and in the first two sentences it will say this is definitely not written by a native speaker – they shouldn’t point this out as part of the main criteria for rejecting the article.“* (Oliver zit. in Flowerdew 2008: 16)

6.3.5. HANDLUNGSPRAXIS: NICHT-HANDELN ALS HANDLUNGSPRAXIS

In den analysierten Diskursbeiträgen wird das die fehlende Bereitschaft betroffener Wissenschaftler/innen für „Dagegenhandeln“ als entscheidendes Moment für die hegemoniale Prägung der Publikationspraxis kritisiert. Dieses, von Kalverkämper (siehe Kapitel 4.4.1. dieser Arbeit) als „Gleichgültigkeit“ beschriebene Nicht-Handeln, kann als Handlungspraxis verstanden werden, die die hegemoniale Diskursposition bestärkt.

[61] *„Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt. Wenn man etwas nicht für richtig findet, muss man eben etwas dagegen machen.“* (Interview 5: 10)

[62] *„Wer dazu beitragen will, derlei für das Verhältnis zwischen dem Englischen und dem (im Verhältnis dazu) kleineren Sprachen zu verhindern, sollte sich dem Automatismus seiner Hegemonialisierung widersetzen – und sich dabei seinerseits vor falschen Frontstellungen hüten.“* (Detering 2005: 29)

Die beiden Diskursfragmente fordern zum „Dagegenhandeln“ auf und weisen vorwurfsvoll auf die Abwesenheit des handelnden Protests im aktuellen Diskurs hin. Es herrsche so ein Automatismus der Hegemonialisierung vor, an dem mangelnde Handlungsbereitschaft und Gleichgültigkeit ihre Mitschuld tragen.

7. CONCLUSIO

In dieser Arbeit wurde versucht, den Status Quo der sozial- und geisteswissenschaftliche Publikationspraxis wissenschaftssoziologisch zu beleuchten sowie einer Diskurs- und Dispositivanalyse zu unterziehen. Dabei wurden in der – explorativ angelegten – Analyse, abgesehen von der Konzentration auf sozial- und geisteswissenschaftliche Forschung keinerlei Einschränkungen (z.B. auf einen Fachbereich oder ein Land) vorgenommen, da Diskursbeiträge zeitlich wie auch räumlich gesehen an verschiedenen, sehr weit auseinander liegenden Orten angetroffen werden können (vgl. Keller 2005: 200) Ziel war es nämlich, „Sagbarkeitsfelder“ (vgl. Jäger) eines grenzübergreifenden Diskurses aufzuspüren und Konfliktfelder zu benennen, die – wenn auch in unterschiedlicher Intensität – *transdisziplinär* und *transnational* spürbar sind. Nur mit einer derart offenen Ausrichtung konnte der Versuch unternommen werden, weit verstreute Diskursbeiträge, die nach demselben Regelsystem und basierend auf der selben Legitimationsgrundlage gebildet wurden, zusammenzutragen. Gleichzeitig muss eingeräumt werden, dass somit auf die Analyse fachlicher und nationaler Besonderheiten und Spezialdiskurse (beispielsweise eine genaue Analyse der Diskursbeiträge um die österreichische Universitätsreform 2002, der Diskurs um Bologna, die Exzellenzinitiative in Deutschland etc.) verzichtet werden musste.

Im Rahmen der Arbeit wurde aufgezeigt, dass das Wissenschaftssystem als normatives System einerseits und als realgesellschaftliches, soziales System andererseits in einem Konflikt mit sich selbst steht. Einerseits soll in der Wissenschaft aus normativer Perspektive freie, unabhängige Forschung unter gleichen Chancen der Beteiligten gewährleistet werden. Die reale wissenschaftliche Praxis zeigt jedoch, dass die Befolgung dieser Normen nicht vollständig gewährleistet werden können und die Wissenschaft als soziales System über *inhärent problematische* Strukturen verfügt.

Als Beispiele dieser dienen der von Merton beschriebene Matthäuseffekt, sowie die von Knorr-Cetinas untersuchte „Forschungsbequemlichkeit“. Der Matthäuseffekt beschreibt die inhärent inegalitären Strukturen des Wissenschaftssystems: Wer bereits über wissenschaftliches Kapital verfügt, kann leichter neues Kapital akkumulieren. Wer über keines verfügt, hat Akkumulationsschwierigkeiten. Wissenschaftliches Kapital wird also nicht nur nach Kriterien wissenschaftlicher Leistung, sondern nach

Kriterien der Bekanntheit vergeben. Knorr-Cetina beschreibt, wie Opportunismus in der Forschung über den Erkenntnisanspruch siegen kann, wenn beispielsweise die Wahl des Untersuchungsgegenstandes nicht nach seiner wissenschaftlichen Eignung sondern auf Basis seiner Verfügbarkeit entschieden wird.

Gegenwärtige Entwicklungen – wie die hier behandelten Standardisierungs- und Mainstreamingtendenzen der wissenschaftlichen Publikationspraxis schüren zusätzlich den Konflikt, in dem sich das Wissenschaftssystem zwischen Soll- und Ist-Zustand befindet. Die Hegemonialisierung der Publikationspraxis ist somit nicht erst der *Ursprung* inegalitärer Strukturen, sondern *Multiplikator* von im Wissenschaftssystem bereits inhärenten Konfliktpunkten und Machtschieflagen.

7.1. BEANTWORTUNG DER FORSCHUNGSLEITENDEN FRAGE- STELLUNGEN

In Kapitel 1.1. wurden forschungsleitende Fragestellungen formuliert, die hier noch einmal zusammenfassend beantwortet werden sollen. Ein Fragenblock bezog sich auf die Publikationspraxis als institutionell eingebettetes Diskursfeld, ein weiterer Fragenblock auf die diskursive Konfliktsituation, deren Schauplatz die wissenschaftliche Publikationspraxis darstellt.

7.1.1. DIE PUBLIKATIONSPRAXIS ALS DISKURSFELD

1) Welche Rolle hat wissenschaftliches Publizieren innerhalb der Wissenschaft?

Die Publikation hat als wissenschaftlicher Hauptkommunikationskanal unterschiedliche Funktionen. Sie dient der 1) Verbreitung aktuellen Wissens, 2) der Archivierung bereits „produzierten“ Wissens, 3) der Kontrolle des publizierten Wissens durch die Öffentlichkeit, sowie 4) der Zuweisung von Anerkennung und Belohnung für die Arbeit des/der jeweiligen Verfassers/Verfasserin.

Erst mit der Veröffentlichung wissenschaftlichen Wissens gilt dessen „Wissenschaftlichkeit“ im Wissenschaftssystem als tatsächlich anerkannt.

In ihrer Rolle als multifunktionaler wissenschaftlicher Kommunikationskanal kann es zu *dysfunktionalen* Erscheinungen kommen, wenn die Erfüllung einer der Kommunikationsfunktionen sich der Erfüllung einer anderen Kommunikationsfunktion in die Quere stellt. Das ist – wie in dieser Arbeit behandelt – speziell der Fall, wenn die Funktion der Anerkennungs- und Belohnungsaquirierung als überproportional wichtig wahrgenommen wird und die anderen Funktionen vernachlässigt werden.

2) Welche Strukturen prägen die wissenschaftliche Publikationspraxis?

Bei der wissenschaftlichen Publikationspraxis handelt es sich um einen sehr vielfältigen und -förmigen Kommunikationskanal, der sich in Subkanäle mit unterschiedlichen Schwerpunkten unterteilen lässt: Sämtliche Publikationsformen (Buchpublikation, Journalpublikation etc.) haben eine spezifische Rolle im Wissenschaftssystem, da sie über unterschiedliche Schwerpunkte und Kriterien der Wissensproduktion verfügen und jeweils unterschiedliche Publika und/oder Fachbereiche ansprechen.

3) Inwiefern hat die wissenschaftliche Publikationspraxis einen Wandel durchlaufen?

Bis zu Beginn der Institutionalisierung der Publikationspraxis im 17. Jahrhundert war es üblich eigene Forschungsergebnisse aus Angst vor Ideendiebstahl zunächst geheimzuhalten. Mit der Institutionalisierung hat sich diese Sichtweise jedoch grundlegend verändert: Die Publikation geistigen Eigentums diene nunmehr dessen Sicherung.

Unter dieser Voraussetzung wurde immer intensiver publiziert und Methoden der Qualitätssicherung entwickelt, um die so entstehende Menge an Publikationen überschaubar zu halten und dabei gewissermaßen „die Spreu vom Weizen zu trennen“.

Es bildete sich zuerst das Gutachterverfahren (Peer Review) heraus, dessen Ziel die Qualitätskontrolle von Forschungsinhalten vor deren Publikation (oder Nichtpublikation) darstellt. Mitte des 20. Jahrhunderts entwickelte sich ergänzend die Zitationsanalyse, die sich mit der Qualitätsmessung des bereits publizierten Wissensarchivs nach dessen Nutzungsaktivität befasst.

In Verbindung mit der zunehmenden Wichtigkeit des Publizierens für die wissenschaftliche Kapitalakkumulation führen die beiden beschriebenen Qualitätssicherungsverfahren zu einem Mainstreaming wissenschaftlicher Forschung und Forschungsinhalte. Die Durchführung von Forschungsprojekten orientiert sich immer stärker an deren Publizierbarkeit in den – durch Peer Review und Zitationsanalyse definierten – vorrangig internationalen Qualitätsjournalen, die im Sinne wissenschaftlicher Kapitalakkumulation die stärkste Währung darstellen. Bei gleichzeitiger Vernachlässigung anderer, als weniger attraktiv wahrgenommener Publikationskanäle, wird eine Publikationsform überbewertet. Da wie bereits angesprochen jede wissenschaftliche Publikationsform ihre eigenen Schwerpunkte setzt und unterschiedliche

Publika anspricht, bedeutet die Konzentration auf nur eine Publikationsform eine automatische Verringerung der beschriebenen Bandbreite.

7.1.2. DAS DISKURSFELD ALS ORT DES KONFLIKTS

Der diskursive Konflikt, der in Bezug auf das Diskursfeld der Publikationspraxis ausgetragen wird, lässt sich im Zuge der Analyse als Konflikt zweier entgegengesetzter Paradigmata interpretieren: Ein humanistischer Wahrheitsdiskurs wendet sich gegen einen marktorientierten Nützlichkeitsdiskurs mit hegemonialer Stellung. Während der humanistisch geprägte Diskurs eine Rückbesinnung auf Wissenschaftsethos und das humboldtsche Ideal einer freien, kreativen Wissenschaft fordert, argumentiert der marktorientierte Diskurs für eine vernunfts- und zukunftsorientierte Anpassung an gegebene Umstände. Der Nützlichkeitsdiskurs wird dabei durch Handlungspraxen gestützt, die entlang seiner Logik handeln.

Die Diskurs- und Dispositivanalyse Jägers hat sich als geeignetes Instrument erwiesen, um Diskurse als Ausüben von Macht auf gesellschaftliche Handlungspraxen zu analysieren. Es konnte in Teilen erklärt werden, aus welchen Überlegungen Wissenschaftler/innen ein bestimmtes Publikationsverhalten an den Tag legen – um sich einem machthabenden Diskurs zu fügen und sich so im inhärent inegalitären Wissenschaftssystem „bessere Karten“ zu sichern.

1) Auf Basis welcher Argumente und welcher Legitimationsgrundlage hat sich der hegemoniale Diskurs formiert?

Der Hegemoniale Diskurs ist auf eine im Vergleich zum Gegendiskurs geringe Anzahl an diskursiven Argumenten gestützt, da aufgrund seiner hegemonialen Stellung ein geringerer Rechtfertigungs- bzw. Argumentationsbedarf besteht. Die Argumentation des hegemonialen Diskurs baut im wesentlichen auf drei Grundpfeilern auf: 1) Orientierung an den Naturwissenschaften als Vorbild, 2) Unterstreichung der Wichtigkeit von internationalem Dialog und Wettbewerb 3) Unterscheidung zwischen besonders förderungswürdiger *Exzellenzforschung* und „normaler“ Forschung.

Seine Legitimation findet der hegemoniale Diskurs im marktorientierten Managerialismus, der in Wissenschaftsbetrieben Unternehmen sieht, die sich wie andere Unternehmen auch, dem globalen Wettbewerb stellen müssen.

2) *Durch welche Handlungspraxen innerhalb des Wissenschaftssystems wird der hegemoniale Diskurs manifestiert?*

Die institutionelle Stützung des hegemonialen Diskurses führt dazu, dass einzelne Wissenschaftler/innen die hegemoniale Diskursposition bestärken, indem sie versuchen institutionellen Anforderungen zu entsprechen. Die Einführung von Belohnungsschemata, die ein Mainstreaming der Publikationspraxis begünstigen, indem sie englischsprachige Artikel in *Quality Journals* höher gewichten, führt seitens einzelner Wissenschaftler/innen dazu, dass diese ihr Publikationsverhalten an der Logik jener Schemata orientieren. Um dies zu gewährleisten, passen sich Wissenschaftler/innen immer mehr an die hegemonial-anglophone Publikationspraxis an, was zu einer Unterrezeption und Marginalisierung nicht englischsprachiger Forschung führt: Um den Kriterien der anglophonen Praxis zu entsprechen werden mitunter für die Berufung auf anderssprachige Theoretiker anglophone Alternativen gesucht. Anderssprachige Forschungsleistungen werden weniger genutzt, marginalisiert und drohen so im Laufe der Zeit verloren zu gehen.

Trotz dieser Anpassungsversuche sind Nichtmuttersprachler/innen des Englischen, die in einer anderen Sprache sozialisiert wurden, im anglophonen Diskurs benachteiligt. Sprachliche Unterlegenheit der Nichtmuttersprachler/innen wird – nicht zuletzt als Methode der Statussicherung muttersprachlich anglophoner Wissenschaftler/innen – oft mit fachlicher Unterlegenheit gleichgesetzt. Eine Handlungspraxis, die die hegemoniale Stellung des Englischen zusätzlich bestärkt.

3) *Auf Basis welcher Argumente und welcher Legitimationsgrundlage hat sich der Gegendiskurs formiert?*

Der Gegendiskurs baut auf eine humanistisch geprägte Legitimationsgrundlage und orientiert sich an der humboldtschen Maxime der Sicherstellung von Forschungsfreiheit und -vielfalt. Entgegen der organisationellen Orientierung des hegemonialen Diskurses positioniert sich der Gegendiskurs damit als *inhaltsorientiert* und äußert sich in besorgtem Grundton über Forschungs- und Publikationsbedingungen. Er kritisiert 1) Kreativitätsverlust und Themenvielfaltsreduktion in der Forschung, 2) die Vernachlässigung anderer Sprachen zugunsten des Englischen mit Folgen für Heuristik, Wissenschaftsdomänen und Wissenschaftsdemokratie sowie 3) eine realgeschichtlich bedingte generelle kulturelle Unterwerfung unter US-amerikanische Handlungsmodelle.

7.1.3. SCHLUSSBEMERKUNG

In einer von paradigmatisch-ideologischen Positionen losgelösten Deutung ließe sich der analysierte diskursive Konflikt auch als Verkörperung des von Merton beschriebenen immerwährenden Konfliktes zwischen normativem Soll- und sozialem Ist-Zustand des Wissenschaftssystems verstehen. Die hegemoniale Diskursposition sorgt in dieser Interpretation für die Rechtfertigung des Ist-Zustandes, während der Gegen-diskurs das Raisonement des normativ geprägten Ideal-Zustandes wiedergibt.

8. LITERATUR UND DISKURSMATERIAL

8.1. LITERATURVERZEICHNIS

Adamzik, Kirsten (1999): Wissenschaftliche Texte im Sprachenvergleich. in: Deutsch als Fremdsprache Vol. 36, 141-149.

Adamzik, Kirsten (2001): Ist die Linguistik eine „anglophon geprägte“ Disziplin? Eine Analyse am Beispiel der Fachsprachenforschung. in: Mayer (Hg.): Language for special purposes: perspectives for the new millenium, Band 1. Tübingen: Narr. 3-35.

Alasuutari, Pertti (2004): The Globalization of Qualitative Research. in: Seale et. al.: Qualitative Research Practice, 595-608.

Amin, Mayur/Mabe, Michael (2000): Impact Factors: Use and Abuse. in: Perspectives in Publishing No. 1 (Newsletter), 1-6.
<http://www.elsevier.com/homepage/about/ita/editors/perspectives1.pdf>

Ammon, Ulrich (2008): Deutsch in der internationalen Wissenschaftskommunikation. in: Die Macht der Sprache – Onlinepublikation. München: Goethe Institut (Hg.). 47-59.

Archambault, Eric et al. (2005): Welcome to the linguistic warp-zone. Benchmarking scientific output in the Social Sciences and Humanities. in: Ingwersen/Larsen (Hg.), Comptes rendus de la 10ième conférence internationale de la International Society for Scientometrics and Informetrics (ISSI), 149-158.

Bloor, David/Barnes, Barry (1982): Relativism, Rationalism & The Sociology of Knowlegde”. in: Hollis/Lukes (Hg.): Rationality and Relativism. Oxford: Blackwell.

Bourdieu, Pierre (1988): Homo Academicus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 3. Hamburg: VSA.

Bourke et al. (1996): Monitoring Research in the Periphery: Australia and the ISI Indices, Research Evaluation and Policy Project. Monograph Series No. 3, 72.

Böschen, Stefan/Wehling, Peter (2004): Wissenschaft zwischen Folgenverantwortung und Nichtwissen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Broadus, Robert N. (1971): The Literature of the Social Sciences: A Survey of Citation Studies. in: International Social Sciences Journal 23. 236-243.

Bühl, Walter (1974): Einführung in die Wissenschaftssoziologie. München: Beck.

Cetina, Karin Knorr (2002): Laboratory Studies. The Cultural Approach to the Study of Science. in: Jasanoff, Sheila et al. (Hg.): Handbook of Science and Technology Studies. Sage Publications. 140-167.

Clemens et al. (1995): Careers in Print: Books, Journals and Scholarly Reputations. The American Journal of Sociology, 101, 2, 433-494.

Detering, Heinrich (2005): Warum sollten Germanisten Deutsch sprechen? in: Pörksen, Uwe (Hg.): Die Wissenschaft spricht Englisch. Göttingen: Wallstein Verlag. 25-29.

Diaz-Bone, Rainer (2010): Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine Diskurstheoretische Erweiterung der Bourdieuschen Distinktionstheorie. Opladen: Leske + Budrich.

Felt, Ulrike/Fochler, Maximilian (2009): Riskante Verwicklungen des Epistemischen, Strukturellen und Biographischen: Governance-Strukturen und deren mikropolitische Implikationen für das akademische Leben. 2009 (Preprint). <http://sciencestudies.univie.ac.at/publications> (abgerufen: 15.1.2010)

Ferguson, Gibson (2007): The global spread of English, scientific communication and ESP: questions of equity, access and domain loss. in: *Ibérica* Vol. 13, 7-38.

Flowerdew, John (2008): The non-Anglophone scholar on the periphery of scholarly publication. in: Carli, Augusto/Ammon, Ulrich (Hg.): *Linguistic inequality in scientific communication today*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins (AILA Review). 14-27.

Foucault, Michel (1974): *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1977): *Überwachen und Strafen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2002): Gefängnisse und Anstalten im Mechanismus der Macht. in: Defert, Daniel/Ewald, Francois (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Band II*. 648-652.

Franke, Hans-Herrmann (2005): Zur Verdrängung der deutschen Sprache aus den Wirtschaftswissenschaften in Deutschland. in: Pörksen, Uwe (Hg.): *Die Wissenschaft spricht Englisch*. Göttingen: Wallstein Verlag. 30-34.

Fröhlich, Gerhard (2003): Kontrolle durch Konkurrenz und Kritik? Das wissenschaftliche Feld bei Pierre Bourdieu, in: Boike, Rehbein et al. (Hg.): *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen*. Konstanz: UVK. 117-129.

Garfield, Eugene (1990): How ISI selects Journals for coverage. in: *Essays of an Information Scientist*. Vol 13/Nr. 22. 185-193.

Hamel, Rainer Enrique (2008): The dominance of English in the international scientific periodical literature and the future of language use in science. in: Carli, Augusto/Ammon, Ulrich (Hg.): *Linguistic inequality in scientific communication today*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins (AILA Review). 53-71.

Herb, Ulrich (2009): Open Access Revisited: Wissenschaftsaltruismus oder alter Wein in neuen Schläuchen? in: *Kakanien Revisited*.
<http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/UHerb1.pdf> (abgerufen: 30.04.2009)

Hicks (2005): The Four Literatures of Social Sciences in: *Journal of Management and Social Sciences* Vol. 1. No. 1. 1-20.

Hohn, Hans-Willy/Schimank, Uwe (1990): *Konflikte und Gleichgewichte im Forschungssystem*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.

Hyland, Ken (2006): *English for Academic Purposes: An Advanced Resource Book*. New York: Routledge.

Jäger, Siegfried (2001): Theoretische und Methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. in: Keller, Reiner et al. (Hg.): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich.

Jansen, Dorothea et al. (2007): Drittmittel als Performanzindikator der Wissenschaftlichen Forschung. in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* VI. 59 (1), 125-149.

Kalverkämper, Harald (2008): „Kampf der Kulturen“ als Konkurrenz der Sprachkulturen – Anglophonie im globalen Spannungsfeld von Protest, Prestige und Gleichgültigkeit. in: *trans-kom* 1(2). 123-163.

Keller, Reiner et al. (Hg.) (2001): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich.

Keller, Reiner (2005): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

- Keller, Reiner (2007): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, Reiner et al. (Hg.) (2008): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2: Forschungspraxis. Opladen: Leske + Budrich.
- Knoblauch, Hubert (2005): Wissenssoziologie. Konstanz: UVK.
- Kuhn, Thomas S. (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantale (1985): Hegemony and Socialist Strategy. London/New York: Verso.
- Latour, Bruno/Woolgar, Steven/Salk, Jonas (1986): Laboratory Life: The Construction of Scientific Facts. Princeton University Press.
- Leeuwen, Ted van (2006): The application of bibliometric analyses in the evaluation of social science research. Who benefits from it and why it is still feasible. in: Scientometrics, Vol. 66, Nr. 1. 133-54.
- Link, Jürgen (1982): Kollektivsymbolik und Mediendiskurse. in: kultuRRRevolution 1, 6-21.
- Mathewson IGT Knowledge Center der University of Nevada (2008): What is a scholarly or peer reviewed journal? <http://knowledgecenter.unr.edu/help/using/peer.aspx> (abgerufen: 20.09.2009)
- Meriläinen, Susan et al. (2008): Hegemonic Academic Practices: Experiences of Publishing from the Periphery. in: Organisation 15, 584-597
- Merton, Robert K. (1977): The Sociology of Science in Europe. Carbondale/London: Southern Illinois University Press.
- Merton, Robert K./Storer, Norman W. (1979): The sociology of science: theoretical and empirical investigations. Chicago: University of Chicago Press.
- Merton, Robert K. (1985): Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Moed, Henk (2005): Citation analysis in research evaluation.
- Narin, Francis (1994): Patent Bibliometrics, in: Scientometrics, 30, 1, 147-155
- Müller, Jan-Dirk (2002): Latein als Lingua Franca in Mittelalter und Früher Neuzeit? in: in: Ehlich, Konrad (Hg.): Mehrsprachige Wissenschaft – europäische Perspektiven.
- Naumann, Ulrich (2006): Irrläufer einer missverstandenen Szientometrie. in: Festschrift für Walter Umstätter zum 65. Geburtstag. 49-64. Unter: <http://edoc.hu-berlin.de/miscellanies/vom-27533/49/PDF/49.pdf>
- Nowotny, Helga (1999): Es ist so. Es könnte auch anders sein. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Oppenheim, Charles/Bence, Valerie (2004): The Influence of Peer Review on the Research Assessment Exercise in: Journal of Information Science 30. 347-368.
- Reichert, Jo (1999): Gültige Entdeckung des Neuen? Zur Bedeutung der Abduktion in der qualitativen Sozialforschung. in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 4/1999. 47-64.
- Parsons, Talcott (1967): Structure of Social Action. New York: Free Press.
- Reinbothe, Roswitha (2006): Deutsch als internationale Wissenschaftssprache und der Boykott nach dem Ersten Weltkrieg. Frankfurt a. M.: Lang.

Rassenhövel, Sylvia/Dyckhoff, Harald (2006): Die Relevanz von Drittmittelindikatoren bei der Beurteilung der Forschungsleistung im Hochschulbereich. in: *Fortschritt in den Wirtschaftswissenschaften*, Zelewski/Akca (Hg.), 85-112.

Sager, J.C. et al. (1980): *English special languages. Principles and practice in science and technology*. Wiesbaden.

de Solla Price, Derek (1962): *Little Science, Big Science*. New Haven: Yale University Press.

Schwab-Trapp, Michael (2004): Methodische Aspekte der Diskursanalyse. Probleme der Analyse diskursiver Auseinandersetzungen am Beispiel der deutschen Diskussion über den Kosovokrieg. in: Keller (Hg.) (2004): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*. Band 2. Forschungspraxis. Opladen: Leske + Budrich.

Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz/PVU.

Thielmann, Winfried (2002): Wege aus dem sprachpolitischen Vakuum? Zur scheinbaren wissenschaftskulturellen Neutralität wissenschaftlicher Universalsprachen. in: Ehlich, Konrad (Hg.): *Mehrsprachige Wissenschaft – europäische Perspektiven*.

Torring, Jacob (1999): *New Theories of Discourse: Laclau, Mouffe and Zizek*. Oxford: Wiley-Blackwell.

Umstätter, Walter (1999): Bibliothekswissenschaft als Teil der Wissenschaftswissenschaft unter dem Aspekt der Interdisziplinarität <http://hub.ib.hu-berlin.de/~wumsta/lectg.html>

Umstätter, Walter (Datum unbekannt): Kommentar zu de Solla Prices „Little Science, Big Science unter: <http://www.ib.hu-berlin.de/~wumsta/price25.html>

Weingart, Peter/Winterhager, Matthias (1984): *Die Vermessung der Forschung. Theorie und Praxis der Wissenschaftsindikatoren*. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag.

Weinrich, Harald/Kretzenbacher, Heinz (1995): *Linguistik der Wissenschaftssprache*. Berlin/New York: de Gruyter.

Weinrich, Harald (2006): *Sprache, das heißt Sprachen*. Stuttgart: Klett.

8.2. ANALYSIERTES DISKURSMATERIAL

Aaltojärvi, Inari et al. (2008): Scientific Productivity, Web Visibility and Citation Patterns in Sixteen Nordic Sociology Departments. in: *Acta Sociologica* 2008/51. 5-21.

Adamzik, Kirsten (1999): Wissenschaftliche Texte im Sprachenvergleich. in: *Deutsch als Fremdsprache* 36, 141-149.

Adamzik, Kirsten (2001): Ist die Linguistik eine „anglophon geprägte“ Disziplin? Eine Analyse am Beispiel der Fachsprachenforschung. in: Mayer (Hg.): *Language for special purposes: perspectives for the new millenium*, Band 1.

Alasuutari, Pertti (2004): The Globalization of Qualitative Research. in: Seale et. al.: *Qualitative Research Practice*, 595-608.

Ammon, Ulrich (2004): German as an International Language of the Sciences – Recent Past and Present. in: Gardt/Hüppauf (Hg.): *Globalization and the Future of German*. Berlin/New York: de Gruyter. 157-172.

Archambault, Eric et al. (2005): Welcome to the linguistic warp-zone. Benchmarking scientific output in the Social Sciences and Humanities. in: Ingwersen/Larsen (Hg.), *Comptes rendus de la 10ième conférence internationale de la International Society for Scientometrics and Informetrics (ISSI)*, 149-158.

Baschera, Marco (2010): Englisch allein als Wissenschaftssprache genügt nicht. in: *Neue Züricher Zeitung* vom 19.3.2010.

http://www.nzz.ch/nachrichten/startseite/warum_englisch_allein_als_wissenschaftssprache_nicht_genuegt_1.5247130.html (abgerufen am 20. 03.2010)

Brock-Utne, Birgit (2006): Det er forskning på Engelsk som belønnes. in: *Aftenposten* vom 04.01.2006. <http://www.aftenposten.no/meninger/debatt/article1190540.ece> (abgerufen: 24.04.2009)

Bull, Tove (2005): Latin og Engelsk som akademisk Lingua Franca. (Vortrag an der RUC Universität in Roskilde/Dänemark)

Cheek, Julianne et al. (2006): What's in a number? Issues in providing evidence of impact and quality of research(ers). in: *Qualitative Health Research* 2006/Vol.16. 423-435.

Colliander, Peter (2002): Das Dänische als Wissenschaftssprache, sprachpolitisch gesehen. in: Ehlich, Konrad (Hg.) *Europäische Wissenschaft – Europäische Perspektiven*.

Coulmas, Florian (2007): English monolingualism in scientific communication and progress in science good or bad? in: *AILA Review* 20- 5-13.

Curry, Mary Jane/Lillis, Theresa (2006): Professional Academic Writing by Multilingual Scholars: Interactions with literacy brokers in the production of English-medium texts. in: *Written Communication* 23. 3-35.

Curry, Mary Jane/Lillis, Theresa (2004): Multilingual Scholars and the Imperative to Publish in English: Negotiating Interests, Demands, and Rewards. in: *Tesol Quarterly* Vol. 38 (4), 663-688.

Davidsen-Nielsen, Niels (2004): Language Policy in Denmark - with special reference to functional domains (Vortrag). <http://www.efnil.org/conferences/archives/stockholm-2003/speeches/davidsen-nielsen-english> (abgerufen: 20.12.2009)

Demont-Heinrich, Christoph (2008): The death of cultural imperialism and power too? A critical analysis of American Prestige Press Representations and of the hegemony of English. in: *International Communication Gazette* 2008, Vol. 70. 378-394.

Descarries, Francine (2003): The Hegemony of the English Language in the Academy: The Damaging Impact of the Sociocultural and Linguistic Barriers on the Development of Feminist Sociological Knowledge, Theories and Strategies. in: *Current Sociology* 51. 625-636.

De Swaan, Abraam (2001): English in the Social Sciences. in: Ammon, Ulrich (Hg.): *The dominance of English as a language of science: Effects on other languages and language communities*.

Detering, Heinrich (2005): Warum sollten Germanisten Deutsch sprechen? in: Pörksen, Uwe (Hg.): *Die Wissenschaft spricht Englisch*. 25-29.

DFG – Deutsche Forschungsgemeinschaft (2010): Exzellenzinitiative. Einführung in das Gesamtprogramm.

http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/exin/info_veranstaltung_januar_2010_programm_allgemein.pdf (abgerufen: 20.1.2010).

Diaz-Puente, José et al. (2007) Crossing National, Continental, and Linguistic Boundaries. Toward a Worldwide Evaluation Research Community in *Journals of Evaluation*. in: *American Journal of Evaluation* 28, 399-415.

Dowd, Karen O./Kaplan, David M. (2005): The career life of academics. Boundaried or boundaryless? in: *Human Relations* 2005, Vol. 58. 699-721.

Ehlich, Konrad (2004): The Future of German and Other Non-English Languages of Academic Communication. in in: Gardt/Hüppauf (Hg.): Globalization and the Future of German. 173-184.

Ehlich, Konrad (2000): Deutsch als Wissenschaftssprache für das 21. Jahrhundert. www.gfl-journal.de/1-2000/ehlich.htm (abgerufen: 08.03.2009)

Felt, Ulrike (2010): „Forscher publizieren auch weniger kontrollierte Daten“. Interview von Maria Kapeller auf [derstandard.at](http://derstandard.at/1262209011282/derStandardat-Interview-Forscher-publizieren-auch-weniger-kontrollierte-Daten) am 07.01.2010. <http://derstandard.at/1262209011282/derStandardat-Interview-Forscher-publizieren-auch-weniger-kontrollierte-Daten> (abgerufen: 10.01.2010).

Felt, Ulrike/Fochler, Maximilian (2009): Riskante Verwicklungen des Epistemischen, Strukturellen und Biographischen: Governance-Strukturen und deren mikropolitische Implikationen für das akademische Leben. <http://www.sciencestudies.univie.ac.at/publications> (abgerufen: 10.01.2010)

Ferguson, Gibson (2007): The global spread of English, scientific communication and ESP: questions of equity, access and domain loss. in: *Ibérica* Vol. 13, 7-38.

Flowerdew, John (2007): The non-Anglophone scholar on the periphery of scholarly publication. in: *AILA Review* 20. 14-27.

Franke, Hans-Herrmann (2005): Zur Verdrängung der deutschen Sprache aus den Wirtschaftswissenschaften in Deutschland. in: Pörksen, Uwe (Hg.): *Die Wissenschaft spricht Englisch*. Göttingen: Wallstein Verlag. 30-34.

Frey, Bruno (2003): Publishing as Prostitution? Choosing Between One's Own Ideas and Academic Failure. in: *Public Choice* 116. 205-223.

Fröhlich, Gerhard (2002): Anonyme Kritik. Peer Review auf dem Prüfstand der empirisch-theoretischen Wissenschaftsforschung. in: Eveline Pipp (2002, Hg.): *Drehscheibe E-Mitteuropa*. Information: Produzenten, Vermittler, Nutzer. Die gemeinsame Zukunft. 129-146.

FWF – Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (2010): Exzellenzclusters ante portas. 8.4.2010. (FWF-Presseaussendung vom 8.4.2010)

FWF – Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (2008): FWF-Diskussionspapier zur Situation der Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften (GSK)

FWF – Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (2005): Exzellenzcluster (EC) wissenschaftlicher Forschung.

Gigerenzer, Gerd et al. (1999): Internationalisierung der psychologischen Forschung in Deutschland, Österreich und der Schweiz: Sieben Empfehlungen. in: *Psychologische Rundschau* 50 (2), 101-105

Gogolin, Ingrid et al. (2003): European Social Science Citation Index: a chance for promoting European research? in: *European Educational Research Journal* Vol 2, Nr 4. 574-593.

Hagen, Romana Gräfin vom (2000): Die Universität – Ein Unternehmen? in: *Ruperto Carola* 1/2000. http://www.uni-heidelberg.de/presse/ruca/ruca1_2000/vom_hagen.html (abgerufen: 1.9.2009)

Hamel, Rainer Enrique (2007): The dominance of English in the international scientific periodical literature and the future of language use in science. in: *AILA Review* 20. 53-71.

Harley, Sandra (2002): The impact of research selectivity on academic work and identity in UK universities. in: *Studies in Higher Education* 27(2). 187-205.

Harnad, Stevan (2006): Publish or Perish – Self-Archive to Flourish: The Green Route to Open Access. in: *ERCIM News* 64. 12-13.

- Hébert, Richard (2004): „Highly Cited“, Highly Controversial. in: APS Observer 17, NR. 3. <http://www.psychologicalscience.org/observer/getArticle.cfm?id=1527> (abgerufen: 09.04.2009)
- Herrmann, Wolfgang (2005): Unternehmen Universität - Universität unternehmen. Ifo Schnelldienst Vol. 58(18). 8-15.
- Hohn, Hans-Willy (2006): Der Kooperative Kapitalismus und sein Forschungssystem – Governance und Reformresistenz in der informationstechnischen Forschung. in: Brinkmann, Ulrich/Krenn, Karoline/Schief, Sebastian (Hg.): Endspiel des Kooperativen Kapitalismus – Institutioneller Wandel unter den Bedingungen des marktzentrierten Paradigmas. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 76-97.
- Howard, Louise/Wilkinson, Greg (1999): Peer review and editorial decision making. in: British Journal of Psychiatry 1998, 173. 110–113.
- Hrachovec, Herbert (2008): Gestatten, Exzellenz? <http://ecards.orf.at/hrachovec/150645.html> (abgerufen: 10.05.2009)
- Jakob, Dieter (2008): Englisch als globale Wissenschaftssprache. <http://akademische-blaetter.de/studium/hochschule/englisch-als-globale-wissenschaftssprache> (abgerufen: 11.05.2009)
- Jansson, Erland et al (2008): Vetenskapsengelska – med svensk kvalitet? Swedish National Agency for higher education.
- Johnson, Ian M. (2006): Breaking out of the Linguistic Ghetto? The role of new media in facilitating international research. in: Information Development 2006/22. 300-308.
- Klein, David/Chiang, Eric (2004): The Social Science Citation Index: A Black Box - with an Ideological Bias? in: EJW Vol. 1, Nr. 1. 134-165.
- Klein, Stefan (2007): Dämmer auf Englisch. in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 06.07.2007. <http://www.faz.net/s/Rub5C2BFD49230B472BA96E0B2CF9FAB88C/Doc~E736EA9319321421BB463DE1F83821F92~ATpl~Ecommon~Scontent.html> (abgerufen: 30.4.2010)
- Kleiner, Matthias (DFG-Präsident): <http://www.exzellenz-initiative.de/exzellenzinitiative> (abgerufen: 20.02.2010)
- Kocka, Jürgen (2005): Mehrsprachiges Europa. Die Bedeutung der eigenen Sprache in der Wissenschaft. in: Pörksen, Uwe (Hg.): Die Wissenschaft spricht Englisch. Göttingen: Wallstein Verlag. 19-24.
- Krampen, Günter et al. (2002): ZPID-Monitor 1999-2000 zur Internationalität der Psychologie aus dem deutschsprachigen Bereich: Ein Kurzbericht. Psychologische Rundschau, 53/4, 205-211.
- Kratky, Christoph (2009): Deutsch als Antragssprache. in: info. Das Magazin des Wissenschaftsfonds 7/09. 23-25.
- Kretzenbacher, Heinz L./Weinrich Harald (2004): Linguistik der Wissenschaftssprache. Berlin/New York: de Gruyter.
- Laurén, Christer (2005): Forskaren, ekonomin och lingua franca. in: Tvärsnitt Nr. 1. <http://www.vr.se/huvudmeny/arkiv/2005/tvarsnittnr12005/debattforskarenekonominochlinguafranca.4.6703f9bd10e07db4ff180002151.html> (abgerufen: 1.4.2009)
- Legge, Karen (2001): Silver Bullet or Spent Round? Assessing the Meaning of the „High Commitment Management“/Performance Relationship. in: Storey (Hg.): Human Resource Management: A Critical Text. 21-36.

- Leggewie, Klaus/Mühlleitner, Elke (2007): Anglais oblige? Englisch als Wissenschaftssprache ist nicht das Problem, sondern der Kotau vor der Wissenschaftssupermacht USA. in: Die Zeit Nr. 31. <http://www.zeit.de/2007/31/Deutsch-Brain-up> (abgerufen: 30.04.2009)
- Linde, Peter (2007): Vetenskaplig kommunikation – En bakgrund från Gutenberg till Open Access. <http://www.creativecommons.org/licences/bz-nc-sa/2.5/se/> (abgerufen: 30.4.2009)
- Line, Maurice (2000): Social Science Information - The Poor Relation. in: IFLA Journal 26, 177-179.
- Maasen, Sabine/Weingart Peter (2006): Unternehmerische Universität und neue Wissenschaftskultur. in: die hochschule 1/2006. 15-45.
- MacDonald, Stuart/Kam, Jaqueline (2007) Aardvark et al.: quality journals and gamesmanship in management studies. in: Journal of Information Science 33. 702-717.
- Magnussen, Svein (2007): Publisering av psykologisk forskning i internasjonale tidsskrifter: En summarisk orientering. in: Tidsskrift for Norsk Psykologforening 2007/Vol 44/Nr. 2. 116-124.
- Mautner, Gerlinde (2008): Englisch – Einzige globale Wissenschaftssprache. Artikel vom 3.10.2008 auf: <http://sciencev1.orf.at/science/news/152766> (abgerufen: 8.3.2009)
- Meriläinen, Susan et al. (2008): Hegemonic Academic Practices: Experiences of Publishing from the Periphery. in: Organization Vol. 15 (4): 584-597.
- Meyer, Hans Joachim (2004): Global English – a New Lingua Franca or a New Imperial Culture? in: in: Gardt/Hüppauf (Hg.): Globalization and the Future of German. 65-84.
- Muller-Camen, Michael et al. (2004): From academic communities to managed organizations: The implications for academic careers in UK and German universities. in: Journal of Vocational Behaviour 64(2). 329-345.
- Münch, Richard (2007): Wir haben viele Spitzenforscher: <http://www.taz.de/1/zukunft/wissen/artikel/1/wir-haben-viele-spitzenforscher/?src=SE&cHash=c636cebff7> (abgerufen: 10.2.2010)
- Münch, Richard (2007): Akademischer Kapitalismus. in: DIE ZEIT, 27.09.2007 Nr. 40. <http://www.personalrat.kit.edu/download/ZEIT-Akademischer-Kapitalismus.pdf> (abgerufen: 11.2.2010)
- Najman, Jake/Hewitt, Belinda (2003): The validity of publication and citation counts for Sociology and other selected disciplines. in: Journal of Sociology 39 (1). 62-80.
- Oesterreicher, Wulf (2002): Mehrsprachigkeit als Bedingung wissenschaftlicher Produktivität in den Geisteswissenschaften. in: Konrad Ehlich (Hg.): Europäische Wissenschaft - Europäische Perspektiven. www.euro-sprachenjahr.de/Oesterreicher.pdf (abgerufen: 25.06.2009)
- Osca-Lluch, Julia/Haba, Julia (2005): Dissemination of Spanish social sciences and humanities journals. in: Journal of Information Science 31, 230-237.
- Phillipson, Robert (2003): English-only Europe? Challenging language policy. New York: Routledge.
- Rat für Deutschsprachige Terminologie (2002): Stirbt Deutsch als Wissenschaftssprache? (Pressemitteilung). <http://www.radt.org/presse.html#16nov> (abgerufen: 20.04.2009)
- Reckling, Falk/Kratky, Christoph (2008): Die Wissenschaft spricht Englisch – aber nicht nur. Artikel vom 19.5.2008 auf: <http://science.orf.at/science/news/151532> (abgerufen: 8.3.2009)
- Rosenstrauch, Hazel (Datum unbekannt): Universalsprache für die Wissenschaft? Artikel auf: <http://sciencev1.orf.at/rosenstrauch/18703.html> (abgerufen: 30.11.2009)

Rosenstrauch, Hazel/Weibezahn (2000): Lingua Franca, Fachsprache, Denglitsch in: *Gegenworte* 7. 4-11.

Schuster Peter (2008): Welche Voraussetzungen benötigt Spitzenforschung und woran kann man ihre Ergebnisse messen?“ Feierliche Sitzung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 14.05.2008. http://www.tbi.univie.ac.at/~pks/Presentation/wien-oeaw08_text.pdf (abgerufen: 15.01.2010)

Schwach, Vera (2004): Norsk Vitenskap - på språkling bortebane. Et pilotprosjekt om språkbruk blant fagsamfunnet av forskere i Norge. NIFU Skriftserie 9/2004.

Starbuck, William (2005): How much better are the most prestigious journals? The statistics of academic publication. in: *Organization Science* Vol 16, Nr. 2. 180-200.

Svozil, Karl: Zur Theorie und Praxis der Buchhalteruniversität. <http://science.orf.at/stories/1632711/> (abgerufen: 27.12.2009)

Thielmann, Winfried (2002): Wege aus dem sprachpolitischen Vakuum? Zur scheinbaren wissenschaftskulturellen Neutralität wissenschaftlicher Universalsprachen. in: Konrad Ehlich (Hg.): *Europäische Wissenschaft - Europäische Perspektiven*. www.euro-sprachenjahr.de/Thielmann.pdf (abgerufen: 24.06.2009)

Trabant, Jürgen (2000): Prenzlberg meets MIT. in: *Gegenworte* 7. <http://www.gegenworte.org/heft-7/trabant-probe.html> (abgerufen: 10.12.2009)

Umstätter, Walter (1995): Wer zitiert eigentlich wen? in: *Humboldt. Die Zeitung der Alma Mater Berlinensis* 40. 3-4.

Umstätter, Walter (2003): Was ist und was kann eine wissenschaftliche Zeitschrift heute und morgen leisten. in *Pathey/Umstätter (2003): Wissenschaftsforschung Jahrbuch 2002*.

Willmott, Hugh (2005): Theorizing Contemporary Control. Some post-structuralist responses to some critical realist questions. in: *Organization* 12(5). 747-780.

Ziegler, Elke (2008): Open Access sollte Qualitätskriterium werden. Interview mit Katja Mruck und Günther Mey. Artikel vom 11.1.2008 auf: <http://science.orf.at/science/news/150466> (abgerufen: 8.3.2009)

Ågren, Maria (2005): Svensk humaniora på engelska - en svår men nödvändig kombination. <http://www.vr.se/huvudmeny/arkiv/2005/tvarsnittnr22005/debattsvenskhumaniorapaengelskaensvarme nnodvandigkombination.4.6703f9bd10e07db4ff180002035.html> (abgerufen: 20.04.2009)

LEBENS LAUF**ANNA WESZELITS, BAKK PHIL.**

2004 – 2010	Diplomstudium Soziologie, Universität Wien
2005 – 2010	Wahlfachmodul Deutsch als Fremdsprache, Universität Wien
2004 – 2008	Bakkalaureatsstudium Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Universität Wien
1996 – 2004	Bundesgymnasium Babenbergerring, Wiener Neustadt

Auslandsaufenthalte

2010	Deutsch-als-Fremdsprache-Praktikantin an der East China Normal University in Shanghai, China
2009	Auslandssemester an der Universite Saint Denis Paris 8, Frankreich
2008	Studienreise im Rahmen eines Tandemseminars zu „Minderheiten in Mitteleuropa“ in Pecs, Ungarn
2006 – 2007	Einjähriger Erasmusaufenthalt an der Københavns Universitet, Dänemark

Arbeitserfahrung

seit 2010	Kursleiterin für Deutsch als Fremdsprache an der VHS Alsergrund/Währing/Döbling
2009 – 2010	Institut für Skandinavistik, Universität Wien (Tutorin für Dänisch)
2008 – 2009	Deutschakademie (Deutschlehrerin)
2008 – 2009	Institut für Skandinavistik, Universität Wien (Tutorin für Schwedisch)
2008	Institut für Soziologie in Zusammenarbeit mit der Stadt Wien (Projektmitarbeit)
2007 – 2009	Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (Tutorin)
2007	abif (Analyse, Beratung und interdisziplinäre Forschung), Wien (Praktikum)
2006 – 2007	Institut für Soziologie der Universität Kopenhagen, Dänemark (Studienassistentin)
2005 – 2006	abif (Analyse, Beratung und interdisziplinäre Forschung), Wien (Interviewtranskriptionen)

Stipendien

2010	ÖAAD-Stipendium
2006	Erasmusstipendium
2006	Topstipendium Niederösterreich
2005	Leistungsstipendium der Universität Wien

Sprachen

Niveaustufen nach dem Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen für Sprachen

Englisch	C2
Dänisch	C1
Schwedisch	B2
Niederländisch	A2
Französisch	A2
Spanisch	A2
Mandarin	A1
Deutsch	Muttersprache
Griechisch	zweite Muttersprache
Latein	Maturaniveau
Altgriechisch	Maturaniveau

ABSTRACT

Diplomarbeitstitel: Die wissenschaftliche Publikationspraxis als Reproduktionsort hegemonialer Diskursstrukturen

Die vorliegende Diplomarbeit befasst sich aus wissenschaftssoziologischer und diskursanalytischer Perspektive mit der geistes- und sozialwissenschaftlichen Publikationskultur. Anstoß für die Arbeit war der transnational und translingual vernehmbare Diskurs über den zunehmenden Druck auf Forscher/innen, ihr Publikationsverhalten auf eine bestimmte Publikationsform – das englischsprachige, peer reviewte „Quality Journal“ – zu konzentrieren, um in Evaluationen gut abzuschneiden, von Förderungen zu profitieren und sich somit ihre Position im Wissenschaftssystem zu sichern.

Ziel der Arbeit war eine detaillierte Analyse des sich dahinter verbergenden diskursiven Konflikts, der zwischen der machttragenden, den Status Quo definierenden Diskursposition und dem kritisierenden Gegendiskurs ausgetragen wird.

Die empirische Basis der Diskursanalyse bilden Expert/inneninterviews sowie eine Sammlung an wissenschaftlichem Publikationsmaterial. Eingebettet wurde die Analyse in eine Darstellung institutioneller Rahmenbedingungen, Strukturen und Produktionsregeln des Wissenschaftssystems.

Thesis title (translated): Academic publication as a space of reproduction for hegemonic discourse structures

The thesis at hand investigates academic publishing culture in the social sciences and humanities, drawing on the theories of discourse analysis and the sociology of scientific knowledge. The trigger for this work was a transnationally and translingually audible discourse about the increasing pressure on researchers to focus their publishing behaviour on one means of publication in particular – the English language, peer reviewed “quality journal” – in order to score well in evaluations, benefit from research funds and thus secure/improve ones academic standing.

The aim of this thesis is to offer a detailed analysis of the discursive conflict between the powerful discursive position defining the status quo of academic publishing culture and its criticising counterdiscourse.

Expert interviews as well as a collection of academic publications and articles constitute the empirical basis for the discourse analysis conducted. Furthermore, the thesis gives an outline on the institutional framework, structure and production rules of the academic system, which academic publishing culture is embedded in.